This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

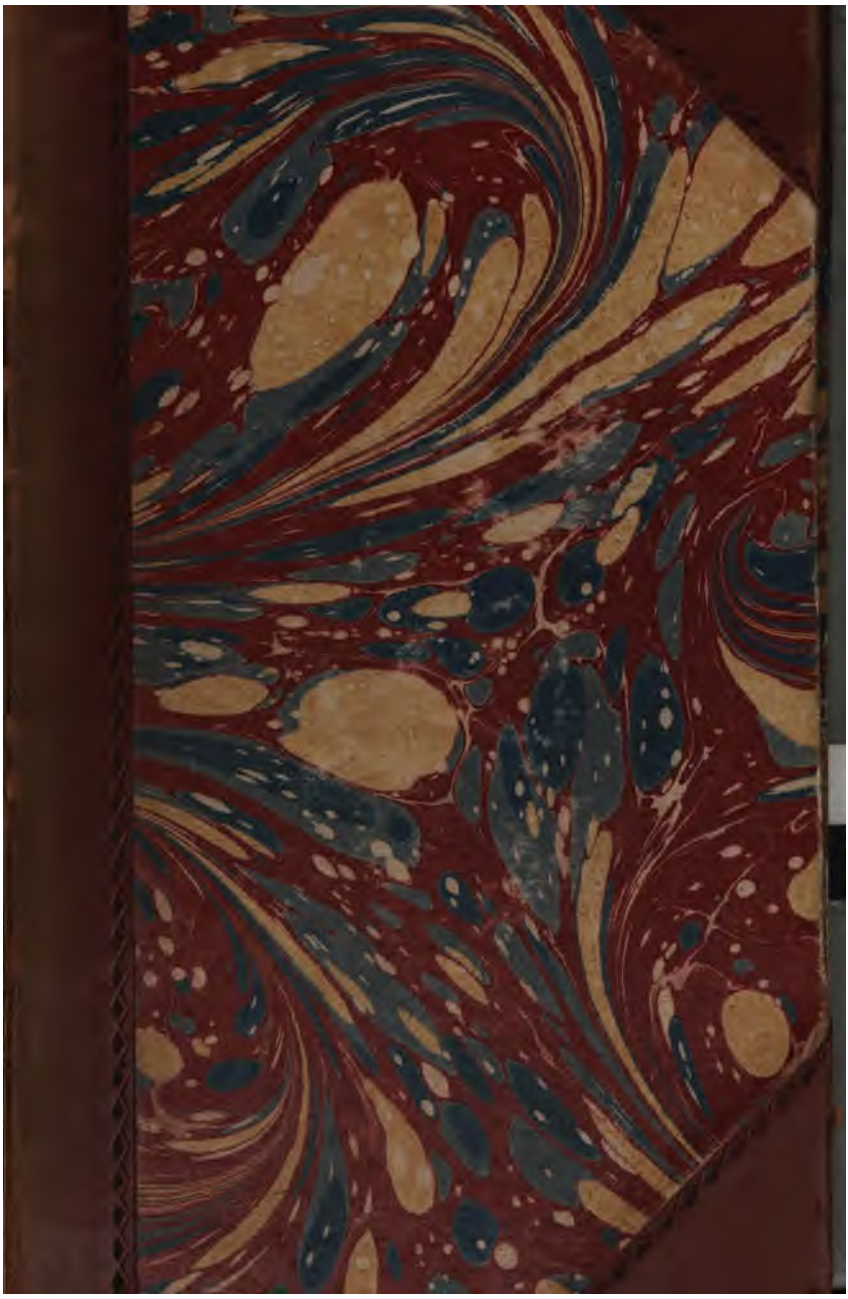
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



35. m. 15

Liebesbriefe.

Aus dem

Leben eines Gefangenen.

Liebesbriefe.

Aus dem

Leben eines Gefangenen.

Roman

von

Fanny Lewald.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 MAY 1936
OF OXFORD

1.

Mathilde an Edmund.

Unterſeen bei Interlacken 1. Mai 1847.

Geliebter meiner Seele! zum erſtenmale in meinem Leben ſtehe ich einer rieſigen Bergwelt gegenüber und die Größe, welche mich umgiebt, vernichtet mich. Ich verliere mich in dem All. Die Menge der fremden Eindrücke wirft mich nieder. Da treibt es mich in jene Welt zu flüchten, die mein eigen iſt; auszuruhen in dem Hafen, in dem all' meine Gedanken landen — in Deine Arme zieht es mich hin. Breite ſie aus, Du Starker! und laß mich ruhen. Du! der nicht wankt, wenn

Alles um ihn her erſchüttert wird. Weil Du ſo muthig, ſo feſt biſt, bete ich Dich an.

Schwindelnd, verwirrt, blicke ich zu den Alpen empor und frage: wie ſind ſie geworden? Welche Kräfte haben gewirkt, welche Revolutionen mußten vorgehen, um dieſe Steinmaſſen zu bilden, um ſie zu zerſpalten in wunderbar geſchichtetes Geklüft? Und mächtiger noch als die erſte, drängt ſich die zweite Frage mir auf: wer ſchuf das heiß klopfende Herz, das in dieſem Augenblick ſo glühend nach dem Geliebten verlangt, weil es ſich vereinſamt fühlt in der fremden Umgebung?

Kein ſterblicher Menſch hat die Antwort auf dieſe Fragen, die Löſung für dieſe Räthſel; und doch wohnt uns das Bedürfniß ein, darüber zu denken, den Geiſt zu üben an dieſer Aufgabe, obgleich wir wiſſen, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Die Schöpfung und die Schöpfungsprincipien möchte der Geiſt durchdringen, und vermag doch nicht einmal den kleinen Raum auszufüllen, der

Dich von mir trennt, vermag nicht vernehmbar in Deine Seele zu hauchen, daß ich Dein denke, daß Du mir der Mittelpunkt der Schöpfung bist, mein Edmund!

Ich habe die Feder fortgelegt, Geliebter! und still in die Mondnacht hinausgeschaut. Hast Du es empfunden, wie meine Seele Dein gedachte?

Alles schläft. Das Fenster meines Stübchens ist geöffnet, das Rauschen der Aar tönt zu mir herüber, goldig steht der Mond am dunkelblauen Himmel und wirft seine Streiflichter über das schäumende, smaragdgrüne Gletscherwasser, aus dem er verschwimmend wiederstrahlt. Fest und bestimmt zeichnen sich die Felsrücken der Breitlawine und des Sulek gegen den Nachthimmel ab, und hinter ihnen empor thürmen sich in strahlender Schönheit die Gletschermassen des großen Eiger und der Jungfrau dem Monde entgegen. Zärtlich funkeln die Sterne der Jungfrau um das Haupt, als hätten sie Lust sich zu ihr

hinabzuſenken, aber die eiſige Kälte hält die armen, ſehnſüchtigen Sterne in ſcheuer Entfernung, und der Mond lächelt dazu. Der kalte, gefühlloſe Mond! die armen Sterne!

Unten in dem beſcheidenen Gärtchen vor meinem Fenſter flüſtern die blühenden Akazien viel ſüße Worte, und duften, als wollten ſie ihr Leben ausſtrömen, vor Glück und Bangen. Die glühende Feuernelke drängt die brennende Wange an das bleiche Antlitz der ſchlanken, weißen Nachtlilie, und die Glühwürmchen ſchwirren durch die Luft, als ob ſie auch Sterne wären. Wer weiß denn, ob ſie es nicht ſind? ob die Sterne ſelbſt nicht geflügelte, goldige Bewohner des Aethers ſind, die durch die Nacht ſchwärmen und leuchten vor Liebe und Seligkeit.

Gewiß, Edmund! Alles liebt, was geſchaffen iſt, denn was ſollte irgend einem erſchaffenen Weſen ein Daſein ohne Liebe? ein ſo todtes, elendes Daſein? —

Ich bin, denn ich liebe! — Ich liebe! Wer begreift die namenloſe Wonne dieſes Bewußtſeins! In der unendlichen Schönheit des erſchaffenen Alls es ausrufen zu können: ich liebe und ich werde geliebt!

O! nur ein Glück wäre noch größer, es auszurufen an Deinem Herzen, in Deinen Armen! —

2.

Edmund an Mathilde.

Berlin im Mai 1847,
im neuen Gefängniß.

Seit vielen Tagen ſchon erwarte ich einen Brief von Dir und noch immer zögert er zu kommen. Biſt Du gehindert worden, meine Mathilde! ihn mir zu ſenden, oder iſt es der Wille des Inquirenten, der ihn mir vorenthält.

Als wir Sonnenberg, unſer bisheriges Gefängniß, verließen, ohne daß ich Nachrichten von Dir erhalten hatte, tröſtete mich der Gedanke, ſie hier zu finden. Dein Brief ſollte mir ein freundlicher Willkomm ſein, wie ein Bote der Liebe,

wie ein Pfand des Glückes ſollte er mir die neue Zelle verſchönen, die mich eiſig und traurig anſtarrte, als ich ſie betrat, weil ſie noch nicht belebt war durch Dein Bild, wie jenes Gemach in Sonnenberg, das durch die allmächtige, ausſöhnende Vermittlerin Gewohnheit mir werth geworden war.

Während ich dies ſchreibe, bringt man mir Deinen Brief — geöffnet und geleſen wie immer. Das liebe, mir ſo befreundete Siegel, das Deine Hand dem Briefe aufgedrückt, iſt zerbrochen, die Worte Deines Herzens hat ein fremdes Auge geleſen, ein kaltes Urtheil geprüft, ehe ſie zu mir ſprechen konnten, der ſo ſehnſüchtig nach ihnen verlangte. Oft genug habe ich nun ſeit meiner Gefangenſchaft das Gleiche erduldet, und immer wieder ergreift mich ein Gefühl der tiefſten Empörung, daß ich die Hand balle in ohnmächtigem Zorne, weil ich Dich, weil ich mich und unſere Liebe nicht zu ſchützen vermag gegen dieſe Ent-

weihung. Es liegt in der ſtarken Liebe des Mannes das Bedürfniß, ſich wie ein feſter Schild zwiſchen das Leid und die Geliebte zu ſtellen, und nur wenn ich des Kummers denke, den meine Gefangenſchaft Dir bereitet, fühle ich ſie als ein Unerträgliches.

Ich, der ich jeden Deiner Blicke, jedes Deiner Worte als ein mir gehörendes Gut betrachte, als einen Beſitz, der mein Leben reich macht, ich muß Dich die ganze Fülle Deiner Liebe darlegen ſehen vor fremden Menſchen, und kann nicht ſagen, ſchreibe lieber nicht, denn ich würde uns Beiden den Troſt entziehen, der allein uns jetzt gegönnt iſt.

Und welche Freude hat gerade Dein heutiger Brief mir bereitet! Wie freut es mich, Mathilde, daß Du ſo lebhaft die Erhabenheit jener Bergwelt empfindeſt! Ich danke es der Natur, daß ſie ſo ſchön iſt für Dich. Genieße ſie voll und tief! und laſſe den Jubel Deiner ſchönheitsfrohen

Seele in meine Bruſt bringen, in der er ein tauſendfaches Echo findet.

Seit ich Dich in der Schweiz vermuthen konnte, drängten ſich alle meine Gedanken Dir nach, und mit klopfendem Herzen ſah ich in Sonnenburg oftmals nach der Uhr an dem Thurme, meinem Fenſter gegenüber, als ob ihr Zeiger mir ſagen könne, wo Du in dieſer Stunde weilteſt; als ob ich dadurch Botſchaft von Dir erhielte, und berechnen könnte, womit Du Dich beſchäftigteſt, woran Du eben dächteſt. Ich begleitete Dich auf Deinen Ausflügen, ich lebte immer und immer wieder die Stunden durch, in denen ich, ein froher, lebensfriſcher Jüngling, zuerſt die Bergwelt kennen lernte; und jene Tage, welche ſpäter der einſame, ernſte Mann dort verlebte, dem ſchon manche Hoffnung zum Trugbilde geworden war.

Damals, in der ſtarren und doch ſo beſeelten Welt der Alpen, habe ich die Löſung der Lebensräthſel für mich gefunden; denn dort habe ich

gelernt, mich als einen unſterblichen, weil ewig mitwirkenden und mitſchaffenden Theil der Schöpfung zu empfinden, und das Grundgeſetz dieſer Schöpfung zu erkennen, das »Wirken, Genießen und Lieben« heißt. Der Menſch iſt der Glücklichſte auf Erden, der dieſes Geſetz im ausgedehnteſten Sinne zu erfüllen vermag.

Mein freies Wirken iſt gehemmt, ich bin gefangen und doch bin ich nicht glücklos, denn ich genieße mit Dir, durch Dich, ich genieße die volle Gewißheit Deiner ungetheilten Liebe, und ich liebe Dich!

Aber nicht immer war mein Herz ſo freudig gehoben, nicht immer habe ich mich ſo im Gleichgewicht empfunden. Es kamen Stunden in den erſten Wochen meiner Gefangenſchaft, in denen das Gefühl der Unfreiheit mich mit allen ſeinen Schrecken erfaßte, in denen die Sehnſucht nach Dir übermäßig ſchwoll in meinem Herzen. Ungeduldig preßte ich die Stirne gegen die kalten,

todten Scheiben, und wendete den Blick zurück in das Gemach, zu ſehen, ob mein glühender Wunſch Dich nicht in meine Nähe gezaubert habe, ob Du noch nicht kämeſt, mich zu entzücken? Es war mir, als könne ich Dich nicht entbehren!

Und noch heute! Was frommt es mir, daß die glühende Feuernelke ihre Wange an das bleiche Antlitz der ſchlanken Lilie drängt! Biſt Du mir doch unerreichbar in dieſer Stunde, und mein Verlangen nach Dir ſteigert ſich an der Sehnſucht Deines Herzens!

Man hat mir angeboten, dieſen Brief ſogleich zu befördern, ich will ihn deshalb ſchließen. Zudem wird, wie Du ſiehſt, dieſe Stunde von einem trüben Geiſte beherrſcht. Der Gedanke lähmt mich, daß nicht Dein liebeſtrahlendes Auge, ſondern zunächſt der prüfende Blick meines Richters auf dieſen Blättern ruhen wird.

Iſt es die Eintönigkeit meines jetzigen Lebens, die ſich wie ein feuchter Roſt auf die elaſtiſchen

Federn meiner Seele legt und ihre Spannkraft hemmt, daß ich mich nicht fortzuſchwingen vermag über das Gefühl dieſes Zwanges? Oder iſt es der mir fehlende Anblick des Himmels, der mich ſeit einigen Tagen verdüſtert?

Habe Nachſicht mit mir! Sei Du, meine Mathilde! mein belebendes Himmelslicht, wie Deine Briefe der Sonnenſchein dieſer Zelle. Du wirſt mich die erquickende Wärme Deiner Liebesworte nicht lange entbehren laſſen, und ich denke bald Herr zu werden über die Verſtimmung, welche mich heute bewältigt hat.

Erzähle mir täglich von Deinem Leben, ſprich mir von unſerer Vergangenheit, unſerem erſten Begegnen, und denke, daß ich mir mit hoher Freude unſer Wiederſehen, unſere Zukunft ausmale, wenn ich fühle, daß ich der Erheiterung bedarf.

3.

Mathilde an Edmund.

Wie selbstlos ist Deine Liebe, Edmund! wie schonend der Ausdruck Deines Leides! und ich konnte mich erfreuen an der Unendlichkeit dieser Natur, während Du einsam die traurigen Wände Deiner Zelle anblicktest. Vergieb mir, mein Edmund!

Wie froh war ich sonst, wenn Deine alljährigen Streifzüge Dich den Bergen zuführten, wenn Du mir bald von den Gipfeln der Schweizer Alpen, bald von den Höhen unserer heimischen

Karpathen ein Wort Deiner Liebe ſendeteſt, die heller und freudiger aufloderte, wenn mein königlicher Aar ſich in den Regionen des freien Aethers bewegte, für die er geboren iſt, wenn er jene Knechtſchaft für Stunden von ſich genommen fühlte, unter der das Vaterland blutet. Und jetzt ſchildere ich Dir achtlos die Freude, welche ich genieße, während Du ſie entbehrſt. Ich habe nie geglaubt, daß ſo viel Selbſtſucht herrſchen könne in einem liebenden Herzen, ich erſchrecke vor dieſen Tiefen in unſerer Bruſt, in denen das Eis des Egoismus nicht ſchmilzt unter dem Strahl der Liebe.

Geſtern, als ich Deinen Brief erhalten hatte, ſaß ich lange in der Nacht allein in meinem kleinen Garten, und dachte ſehnſüchtig jenes Tages, an dem wir uns vor fünf Jahren zuerſt im Schloſſe meiner Tante begegneten, und des einzigen, ungetrübten Beiſammenſeins, das uns damals zu Theil geworden iſt. Nur drei Tage

lang waren wir beiſammen geweſen in gleichgültiger Perſonen Geſellſchaft, nur wenig flüchtige Stunden allein, als das Bewußtſein in uns auftauchte, daß unſer Leben unauflöslich aneinander gekettet ſei.

Ich erinnere mich, als wäre er heute erlebt, des Augenblickes, in dem Du gemeldet wurdeſt. Die Tante erzählte, Du kämeſt von Paris, wo Du Deinem Onkel, dem trefflichen, in der Verbannung geſtorbenen Grafen W., die letzten Liebesdienſte erwieſen hätteſt, und Du würdeſt jetzt im Vaterlande bleiben. Ich ſah nach der Thüre, Du trateſt herein, wurdeſt vorgeſtellt, die kaum unterbrochene Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Man ſprach von Jagden, von Reit- und Fechtübungen, welche man veranſtalten wollte, um Herren und Knechte für den Fall eines Kampfes vorzubereiten; man fragte nach den Freunden, die in der Verbannung lebten, man verhandelte politiſche und ſociale Fragen, wie man von all'

dieſen Dingen in großem Kreiſe ſpricht, wenn die Lippen ſich, mit dem Worte ſpielend, bewegen, während im Grunde die Seele ruht. So gingen drei Tage uns hin, bei Plaudern und Spazierengehen, bei Tanz und Spiel.

Am Abend des dritten Tages ſtanden wir mit den Andern auf unſerm Altan, und man ſuchte mit einem Fernrohre den neu entdeckten Kometen. Ich aber hatte nur Dich angeſehen, von der Dunkelheit beſchützt nur den Strahl Deines Auges geſucht, und endlich traurig den Blick gen Himmel gewendet, als ich zu bemerken glaubte, daß Du, nur mit dem Kometen beſchäftigt, mein gar nicht achteteſt. Da aber mein Auge ſehr ſcharf iſt, ſah ich bei dem Emporblicken plötzlich das Geſtirn und zeigte es den Uebrigen.

»Mich freut es, Mathilde!« ſagteſt Du, Dich zu mir wendend, »daß Ihr Auge ſo ſicher das Licht zu finden weiß, es freut mich, daß Sie den Stern zuerſt geſehen haben.«

Ich erbebte bei dem Klange Deiner Stimme, und als ich zu Dir aufſchaute, mußte ich mein Auge ſenken vor dem Strahl voll Liebe, der mich aus der dunkeln Nacht des Deinen traf. So mag den Königen im Morgenlande geweſen ſein, als ihnen zuerſt der Stern der Verkündigung aufging, dem ſie folgten mußten fort und fort.

Ich hatte meinen Herrn gefunden. Auf Deiner Stirne thronte mein künftiges Schickſal. Ich zitterte bei dem Gedanken, meine Freiheit verloren zu haben, Dir unterthan zu ſein, und doch zog es mich, vor Dir in das Knie zu ſinken und Dir zu ſagen, wie willig ich mir die Feſſeln anlegen ließe, die Du für mich bereit hielteſt.

Keiner von uns vermochte zu ſprechen, und wir ſtanden noch lange ſchweigend neben einander, als ſchon die Geſellſchaft ſich entfernt hatte. Ich wollte endlich den Fortgegangenen folgen, aber die magnetiſche Kraft Deines Willens bannte mich

in Deine Nähe. Da sahst Du mich ernst und ruhig an und sagtest: »Mathilde! warum stehen wir so fern von einander, da tiefe Liebe uns verbindet?« —

Und Du nahmst mich in Deine Arme, Du gabst mir die Heimath an Deinem Herzen, die Heimath, aus der unsere Trennung mich verbannt. Seit jener Stunde weiß ich, daß ich lebe, denn die Liebe erst erzeugt das bewußte Leben einer Frau, und ich hatte sie nicht gekannt, ehe ich Dich sah, den Gott meiner Zukunft, den Schöpfer meines höchsten Glückes.

Es ist mir wie Gottesdienst, wenn ich jener Tage gedenke; meine Seele erhebt sich, als klänge die geweihte Glocke durch die weihrauchduftenden Hallen, als würde das Venerabile erhoben, vor dem ich einst niederzusinken gewohnt war in demüthiger, anbetender Beruhigung. Es wird Friede in mir; ich glaube und ich hoffe, wenn Deine

Seele zu mir ſpricht im Klange der geliebten Stimme, in den Worten Deiner Briefe.

Und doch! — Was dem Verſchmachtenden der Waſſertropfen, den er von dem friſchbethauten Kelch der Blume küßt, das iſt ein Brief für die Sehnſucht des Herzens — eine Glückesahnung, ein luftiges Schattenbild des Erſehnten. Tage, Wochen hindurch zu harren auf eine Kunde von dem Geliebten, und dann das Blatt in Händen zu halten mit dem Bewußtſein, daß ſchon in wenig Sekunden ſein Inhalt erſchöpft ſein wird, daß die flüchtige Glückesempfindung ſchnell weichen wird vor dem gleich wieder emportauchenden Gefühl der Trennung; wie hart iſt dieſes Loos.

Dürfte ich nur einmal die Schwelle Deines Kerkers betreten, die Mauern ſehen, die Dich umgeben, das Lager, auf dem Du ruhſt, den Tiſch, an dem Du ſitzeſt!

Sage es mir, mein Edmund! wenn Du leideſt; ſage mir, ob die Einrichtung dieſes neuen

Gefängniſſes Dich nicht ſchwerer niederdrückt, als die Gefangenſchaft in Sonnenburg? und glaube mir, daß Deine Mittheilungen nicht ſchrecklicher ſein können, als die Phantaſiegebilde, welche vor mir aufſteigen, wenn Du über Deine äußere Lage mir ſchweigſt.

4.

Margarethe Steiger an ihren Bruder Konrad in Bern.

Unterſeen.

Lieber Konrad! Da der Müller von G'ſteig morgen nach Bern und Baſel hinuntergeht, ſo benutze ich die Gelegenheit, Dir zu ſchreiben, und die Mutter ſchickt Dir die Wäſche, welche Du verlangt haſt. Daß nicht Alles fertig geworden iſt, kommt daher, daß unſere Wohnung ſeit drei Wochen an einen polniſchen Edelmann vermiethet iſt, und daß wir damit beſchäftigt waren, Alles für die Herrſchaften in Ordnung zu bringen.

Es iſt ein alter Herr mit einer kranken Frau und einer ſchönen, aber traurigen Tochter. Hinauf nach dem Hohenweg in Interlacken, wo doch die Engländer und Franzoſen faſt Alle wohnen, geht ſie faſt gar nicht. Entweder ſie fährt mit den Eltern aus, oder ſie geht allein ſpazieren. Ein paar Mal, wenn ſie den Weg nicht wußte, hat ſie mich mitgehen heißen, und iſt dann immer ſehr freundlich zu mir geweſen. Gerade darum thut es mir ſo leid, daß ſie ſo traurig iſt. Sie hat einen Bräutigam, deſſen Bild ich auf ihrem Schreibtiſche geſehen habe. Er ſieht blaß und ernſthaft aus, aber er iſt doch recht ſchön.

Wenn Du in den Ferien nach Hauſe kommſt, die ja nun bald beginnen, ſo ſoll der Reſt Deiner Wäſche fertig ſein. Bis dahin, meint die Mutter, hätteſt Du tauſend genug. Das meinte auch die Tante, die geſtern von Grindelwald heruntergekommen iſt, und den Brief von Deiner Marianne mitgebracht hat. Marianne war nicht

mit ihr, weil ſie nicht beide zuſammen fortgehen und das Hotel allein laſſen konnten. Marianne ſoll von früh bis ſpät auf den Füßen ſein, und Du kannſt Dich recht glücklich preiſen, daß Du eine Hausfrau bekommſt, die Dir Alles, was ſie Dir zubringt, ſo emſig zuſammenhalten wird.

Grüß Dich Gott! Komm, ſobald Du kannſt, nach Hauſe und bringe mir wieder einmal ein recht ſchönes, ſchwarzes Band um den Hals mit. Antworte, wenn der Müller heimkehrt. Er geht wieder auf Unterſeen.

5.

Marianne an Konrad.

Gaſthof zum Bären im Grindelwald.

Mein einzig lieber Konrad! ich weiß eigentlich gar nicht, ob ich Dir noch ſchreiben ſoll und ob meine Briefe Dir noch Freude machen. Du giebſt mir gar keine Nachricht von Dir und ich fürchte, Du haſt mich vergeſſen und liebſt mich nicht mehr. Ich könnte es Dir ja auch nicht verargen, denn Du biſt nun ein gelehrter Mann, biſt Student, wirſt bald Doktor ſein, und ich bin Nichts als ein ganz unwiſſendes Mädchen. Ich kann Nichts, als Dich ſehr lieben und Dir

Alles, so gut ich es verstehe, zu Dank machen, wenn wir erst verheirathet sein werden.

Manchmal denke ich auch, ich möchte wohl Französisch lernen und alle die Dinge, welche die Professorstöchter in Bern und die fremden Damen hier bei uns oben im Hotel wissen. Ich denke, es würde Dir wohl lieb sein; aber wie sollte ich das anfangen? — Lehrer sind bei uns oben nicht zu haben; im Winter, wenn Alles einsam und alle Wege verschneit sind, kann ich die Mutter doch nicht allein lassen, wenn ich schon zum Lernen auch nach Bern reisen wollte; und im Sommer ist das Haus, das weißt Du ja, so voll von Fremden, daß ich Gott danke, wenn ich Abends nicht so müde in's Bett komme, daß ich gleich einschlafen muß, ohne noch an Dich denken zu können, was doch meine einzige rechte Freude ist.

Sage mir nur einmal ehrlich und aufrichtig, lieber Konrad, ob Du mich noch liebst? Ich fürchte immer, Du denkst nicht mehr an mich,

alle andere Mädchen gefallen Dir beſſer als Deine Braut; und von all' den Männern, die bei uns alltäglich kommen und gehen, gefällt mir doch auch nicht Einer. Es iſt keiner ſo hübſch, ſo gut und ſo brav als Du biſt. Wenn ich mir recht vorſtelle, wie lieb ich Dich habe, ſo meine ich immer, Du müßteſt mir auch treu ſein; es iſt auch gar nicht anders zu denken, denn ich müßte ja ſterben, wenn ich Dir untreu wäre.

Die Mutter läßt friſch drauf los bauen an dem Hauſe, in dem wir wohnen ſollen, und Du wirſt vollauf zu thun haben, denn es fehlt ein Arzt hier herum, weil ja der Doktor vom Abendberg und der Herr Roth aus Interlacken nicht Alles beſtreiten können, vornehmlich im Winter. Oft trete ich in das Haus und ſtelle mir vor, wie hübſch das Alles werden wird. Die Zimmer, welche wir an Fremde vermiethen ſollen, ſind recht groß; auch Dein Apothekerzimmer mit dem Heerde; die andern Stuben für uns läßt die

Mutter nur klein machen, damit ſie im Winter warm werden. Ich freue mich recht, Dir das Alles zu zeigen. Komm doch nur gleich herauf, guter Konrad, wenn Du nach Hauſe kommſt. Aber vorher ſchreibe mir, damit ich die Tage zählen kann bis zu Deiner Ankunft, und damit mir das Warten nicht zu lang wird.

Adieu, lieber Konrad! liebe doch recht treu Deine getreue Braut

Marianne.

6.

Edmund an Mathilde.

Ich bin früh erwacht, meine Mathilde! man bedarf nur wenig Schlaf, wenn man keine Bewegung hat. Das macht die Tage noch länger, als sie ohnehin dem Einsamen erscheinen. Es ist kaum vier Uhr, aber die Sonne muß schon ein Stück am Horizonte hinauf sein, denn die Lichtstrahlen brechen sich bereits in Regenbogenfarben durch die geschuppte Glasscheibe des Fensters über meinem Haupte, das noch geschlossen ist. In einer Stunde etwa wird der Wächter

kommen, es zu öffnen, und dann strömt mit der frischen Morgenluft auch frischer Muth und neues Leben in meine Brust. Der Morgen ist der glücklichste Augenblick in dem Dasein eines Gefangenen. Das habe ich schon in Pillau empfunden, als mich zum erstenmale, nach jener unglücklichen Schilderhebung Polens im Jahre ein und dreißig, die Mauern eines Gefängnisses umschlossen, eines Gefängnisses, das kaum diesen Namen verdiente, denn wir hatten Gesellschaft vom frühen Morgen bis zur Nacht, und durften unter Begleitung in dem Weichbilde der Stadt, ja selbst am Ufer des Meeres umhergehen.

Aber so ändern Erfahrungen den Menschen! Ich finde jetzt diese strenge Gefangenschaft erträglicher, als mir damals jene bedingte Freiheit erschien. Der Begleiter, welcher mir überall hin folgte, quälte mich durch sein bloßes Dasein, wie das Gespenst eines Doppelgängers. Die nimmersatte Neugier der Leute, die, in kleinen

Verhältniſſen lebend das, Geringfügige für ein wichtiges Ereigniß halten, und als ſolches beſprechen, während ſie ohne Theilnahme ſind für das große Allgemeine, war mir läſtig. Man hatte Mitgefühl für das kleinſte perſönliche Erlebniß des jungen Officiers und blieb kalt bei den Leiden ſeines ganzen Volkes. Eine Zeit der tiefſten Schwermuth kam über mich, meine Geſundheit litt davon. Stundenlang ſtand ich träumend am Fenſter und ſchaute in die Ferne, oder ich ging einſam auf den Feſtungswällen einher, von denen man das Meer überblickte, und in deren Bereich ich meines Begleiters ledig war.

Während ich mich in dieſe Zeit zurückverſetze, taucht mir in aller ſeiner Schönheit der Gedanke an die erſte Liebe auf; an Jakobine, die ich Dir wohl als meine Befreierin genannt habe, ohne doch mehr von ihr zu ſagen. Ich habe ihrer nie vergeſſen, ſie immer liebend in meiner Erinnerung getragen, aber die Gewalt des Lebens, die

raſche Wechſelfolge der Ereigniſſe, die an mir vorübergezogen ſind, und vor Allem der Gedanke an Dich, haben ihr Bild in mir zurückgedrängt, das jetzt in der Abgeſchiedenheit von Dir und der Welt oft in ſeiner ganzen liebereizenden Friſche vor mir auferſteht.

Jakobine war ein Weſen, wie ich kein zweites mehr gekannt habe. Früh der Mutter beraubt, hatte ihr Vater, ein rauher aber braver Seemann ſie erzogen. Sie ruderte, ſchwamm, ritt, tanzte, lachte und war fröhlich, ſo oft man ſie erblickte. Ihr ganzes Thun trug das Gepräge einer Jugendkraft, einer Lebensfülle, die man nur ſelten findet in unſerer entnervten Zeit. Weder ein beſtimmter religiöſer Glaube, noch Wiſſenſchaft oder Kunſt waren vorhanden für ſie. Ihr Vater verachtete jede Erhebung des Geiſtes als krankmachende Ueberſpannung. Mitten in der Civiliſation war ſie ein vollkommenes Naturkind geblieben, mit ſo glücklichen Anlagen geboren,

daß ſie in ihren Handlungen immer das Rechte, das Edelſte auf die einfachſte und ſchönſte Weiſe vollendete. Da ſie faſt täglich die Töchter des Feſtungskommandanten beſuchte, hatte ich ſie oft geſehen und geſprochen, ohne daß ich glauben durfte, irgend in einer Weiſe ihre Aufmerkſamkeit oder gar ihre Theilnahme erregt zu haben, ſo lebhaft das Gefühl auch war, das mich ſeit unſerm erſten Begegnen zu ihr gezogen hatte.

Eines Abends hatte ich mich auf der Bruſtwehr des Walles niedergelaſſen. Es war ein warmer Oktobertag geweſen. Rothglühende Wolken bedeckten den ganzen Horizont im Weſten, die erſten, ſchweren Flügelſchläge eines Sturmes machten ſich bemerkbar, das Meer war aufgeregt, und ſchön in dieſer tiefen Erregtheit, wie die Seele eines großen Menſchen im Kampfe mit ſich ſelbſt. Ein ſchwarzer Streif tauchte am fernen Horizonte hervor, und blitzesſchnell verbreitete ſich von dieſem aus Dunkelheit über das

ganze Waſſer. Schwarzgraue Wolken verhüllten die Sonne, die Wellen ſtiegen hoch und höher, ſchaumgekrönten Hauptes, bis ſie donnernd zuſammenbrachen unter der eigenen Gewalt und zurückſanken in den Meeresgrund. Die weißen Flügel der Möven, die ſchrillend und von Angſt getrieben an den Feſtungsmauern umherflatterten, machten in der Dunkelheit der Luft einen geſpenſtigen Eindruck. Plötzlich brach die rothe Strahlengluth der untergeſunkenen Sonne noch einmal durch das Gewölk, und bei ihrem Lichte ſah man ein Schiff, vom wilden Winde getrieben, dem Lande zufliegen.

»Das Schiff iſt hin!« ſagte eine ſanfte Stimme neben mir. Ich brauchte mich nicht umzuwenden, um Jakobine zu erkennen. Dieſe Stimme hätte ich aus hundert andern unterſchieden. »Sie treiben auf das Riff,« fuhr ſie fort, »wenn nicht ein Wunder geſchieht, das ſie rettet.«

In dem Augenblicke erſchallte kaum hörbar

durch den Sturm ein Kanonenſchuß vom Schiffe. Die Lootſen eilten in ihren Theerjacken, die regendichten Sturmkappen auf dem Kopfe, dem Boote zu, und ſtachen in See, während das Gewölk, raſch wie es gekommen war, vorüberzog, von dem wildraſenden Sturme fortgetrieben. Es währte nicht lange, bis man an dem licht gewordenen Horizonte das arme Schiff erblicken konnte, das ſich bereits auf den Klippen feſtgefahren hatte.

Bei dem matten Strahl des Mondes, der allmälig zwiſchen den Wolken hindurchzuleuchten begann, wurden die Segel in bläulicher Weiße ſichtbar, aber ſie bewegten ſich unſicher und zwecklos, wie die Hand des Sterbenden, deſſen Finger unbewußt in die Leere greifen.

Ich ſchauderte zuſammen; ich hatte das Bild jener Kämpfe vor Augen, an denen Polen verblutet war. So hatte ich die Hoffnungen des Vaterlandes ſcheitern ſehen, ſo — mit der Un-

möglichkeit zu helfen — hatte ich geſtanden bei ſeinen letzten Anſtrengungen ſich zu befreien.

Ich mochte die Thränen nicht ſehen laſſen, die mir die Augen netzten und verhüllte mein Geſicht, als Jakobine mir leiſe die Hände herabzog. »Noch iſt Polen nicht verloren,« ſagte ſie, wie im Tone des Scherzes, und doch hatte ſie mein innerſtes Denken errathen, doch zitterte die geliebte Stimme, doch drückte ſie meine Hand ſo leidenſchaftlich, die ſie in der ihren behielt.

Es war ein wunderbarer Augenblick! — Wie ſie ſo neben mir ſtand in der ſchlanken Schönheit ihrer Jugend, das goldblonde Haar vom Mondlicht umfloſſen, die blauen Augenſterne feſt auf mich gerichtet, ſchien ſie mir ein höheres Weſen zu ſein, dem mein Herz zu glauben begehrte. War das dieſelbe Jakobine, die ſonſt ſo übermüthig keck, ſo ſorglos durch das Leben ging?

Ich blickte ſie überwältigt an. »Wunderſt Du Dich,« ſagte ſie, »daß ich errieth, was Du

empfandeſt? Weißt Du denn nicht, daß ich Nichts thue, als mir Deine Gedanken denken, ſeit Du hieher gekommen biſt zu uns?«

»Jakobine!« rief ich, »ſo liebſt Du mich? und ich konnte neben Dir leben, ohne es zu ahnen?«

Sie zog ihre Hand aus der meinen und trat von mir zurück. »Nein,« ſagte ſie, »ich liebe Dich nicht; denn ich ſinne Tag und Nacht, wie ich Dir helfen könnte zur Flucht; und liebte ich Dich, ſo würde ich Dich halten wollen in meiner Nähe!« Ihre Stimme war ruhiger geworden, ich ſtand wie vernichtet vor ihr, ich konnte die ſcheinbaren Widerſprüche ihrer Worte nicht verſtehen, ich konnte nicht ſprechen vor dem Schlagen meines Herzens.

Die Ankunft meines Aufſehers ſchreckte mich empor. Er kam mich zur Rückkehr zu ermahnen, die weit über Gebühr verzögert worden war. Ich mußte in meine Zelle zurück, Jakobine ging neben

mir her, wir schwiegen Beide. Als sie mich an der Thüre des Gefängnisses verließ, sagte sie leise: »Ich habe nie Etwas versprochen, ohne es zu halten. So gewiß Gott lebt und der Mond am Himmel steht, ich helfe Dir zur Flucht; denn ich müßte verzagen, sollte ich sehen, daß Dein Gesicht immer bleicher, Deine armen Augen immer düsterer werden, wie es seit vielen Monaten geschieht. Aber schweig und verlasse Dich auf mich!«

Abends.

Der Zimmerwärter, der uns bedient, störte mich heute früh im Schreiben, und doch ist diese Störung durch ihn mir immer angenehm. So schweigsam der gute Alte sich zu sein zwingt, erfahre ich doch hie und da ein Wort von den Genossen meines Schicksals, von ihrem Ergehen und von der Außenwelt. Heute hat er mir erzählt von seinen Feldzügen, denn er war Soldat,

und von dem Bauerngütchen seiner Eltern, das der ältere Bruder mit Kind und Kindeskindern bewirthschaftet, und wie dort die Saaten dieses Jahr vortrefflich ständen und die Bäume wie beschneit aussähen von Blüthen. »Es thaten mir all die Herren leid, die hier sitzen in dem schönen Wetter, als ich neulich einmal draußen war, und Alles voller Blüthen sah, sagte er. Hätt' ich nicht gedacht, Sie würden mich auslachen, ich hätte Ihnen etwas Grünes mitgenommen!« — Ich habe ihn gebeten, es bei der nächsten Gelegenheit nicht zu unterlassen.

Dann habe ich den Tag mit Lesen zugebracht, ein Paar Striche zu zeichnen versucht, und endlich ein strandendes Schiff aquarellirt, das leidlich gelungen ist. Ich werde es Dir aufheben, weil Du diese flüchtigen Skizzen liebst. Nun aber will ich, da die Sonne wohl noch für eine Stunde Licht verspricht, die Zeit benutzen, Dir von Jakobine zu erzählen, was Du noch nicht weißt.

Es befremdet mich jetzt ſelbſt, daß ich Dir, der Vertrauten meiner tiefſten Empfindungen, meiner flüchtigſten Gedanken, nie von Jakobine zu ſprechen vermochte. Dieſelbe Scheu, welche mich abhielt, ihr jemals meine Liebe zu geſtehen, weil ſie dies Geſtändniß zu fürchten, ja zu fliehen ſchien, dieſelbe Scheu befiel mich immer, ſo oft ich ihren Namen gegen Dich erwähnt hatte. Alle phantaſtiſchen Begriffe meiner Jugend kamen über mich, und es war mir, als ſtöre ich ihren Frieden, wenn ich ihr Bild auch nur vor Dir heraufbeſchwören wollte aus der fernen und mir ſo theuren Vergangenheit.

Seit jenem Abende auf dem Feſtungswalle vermied ſie mit mir allein zu ſein. Geſchah es dennoch, ſo ſprach ſie mir ſtets eifrig von der Nothwendigkeit meiner Flucht, die mir mit jedem Tage weniger dringend zu werden däuchte, bis ich einſt plötzlich die Nachricht erhielt von meines Vaters tödtlichem Erkranken in Paris. Als die

lieben, und den Gedanken dieſer Trennung begreifen zu lernen.

Bis zu der letzten, für die Flucht beſtimmten Minute, wartete ich auf ein Zeichen von Jakobine, das mir zu bleiben gebieten, meine Flucht, und wäre es nur für Tage, nur für Stunden, hinauszuſchieben befehlen ſollte. Ich hoffte ſie noch zu ſehen, obſchon ich wußte, daß es unmöglich, daß ſie in's Meer gefahren ſei. Endlich verließ ich die Zelle und ſchlüpfte zu der Pforte hinaus, die mir bezeichnet war, feſt entſchloſſen zurückzukehren in die Gefangenſchaft, um Jakobine wiederzuſehen, ſei es, daß mein Vater geneſen oder daß er ſterben ſollte.

Aber ſchon in Belgien benahm mir ein Brief die Möglichkeit der Rückkehr. Er war von der Hand des alten Rheders und enthielt die Anzeige ſeiner Verbindung mit Jakobine. Mich zu befreien, hatte ſie ſich gebunden für immer. Um ſolchen

Preis hatte ſie ſeine Mitwirkung zu meiner Flucht erkauft.

Sechs Monate ſpäter lebte ſie nicht mehr! Nach vielen Jahren erſt habe ich an ihrem Grabe geſtanden, und heiße Thränen geweint in dem Gedanken an ſie, die wie der Genius der Jugend in meiner Erinnerung lebt, in unvergänglicher, heiliger Schönheit.

Ich habe zu ſchreiben aufgehört und habe wohl eine ganze Zeit in wachem Träumen hingebracht. Jetzt iſt es faſt Nacht, ich ſehe nur eben noch deutlich genug, Dir zu ſagen, daß ich Dich liebe, daß ich jetzt Nichts mehr allein beſitze für mich, da ich auch das Andenken an Jakobine künftig mit Dir theile. Schlaf wohl Mathilde.

Mittags.

Der Tag iſt ſeit zwei Stunden trüb geworden wie es ſcheint, aber das iſt nicht läſtig für mich. Es giebt ein milderes Licht in meiner

Zelle, und die Wärme iſt nicht ſo drückend. Auch für unſern ſogenannten Spaziergang bietet es eine Erleichterung dar, der in den letzten Tagen, zwiſchen den engen Bretterwänden, weniger als je erquickend ſein konnte, denn die Hitze nimmt täglich zu. Wie ſchön wirſt Du es dadurch in dem ſchattigen Thale von Interlacken haben, meine theure Mathilde!

Nach dem geſtrigen beruhigten Tage, der mich wohlthuend umfing wie ein lieblicher Traum, iſt der heutige Morgen mir ganz in Geſchäften, und zwar in unangenehmen vergangen. Ich habe eine lange Unterredung mit dem Anwalte gehabt, der meine Vertheidigung übernommen hat, und dabei den tiefſten Abſcheu empfunden, da ich Thatſachen läugnen, Vorgänge vertheidigen laſſen ſoll, die ich als ein Recht, als ſittliche Thaten betrachte.

Mein Advokat iſt ein Mann von funfzig Jahren, gebildet nach und in den Begriffen des

preußiſchen Beamtenthums, verheirathet, ein glücklicher Vater, ein begüterter Mann, alſo bemüht dieſen Beſitz zu erhalten und auf die Seinen zu übertragen, alſo ein Feind jeder Bewegung, welche den feſten Boden erſchüttern könnte, auf dem dieſe Vorzüge und Beſitzthümer erwachſen ſind. Den Polen und ihrem Freiheitsdrange iſt er abgeneigt. Das aber hindert ihn nicht, unſere Sache zu vertheidigen, da der König es will, daß ſie vertheidigt werde, und hindert mich nicht, volles Vertrauen in ſeinen Eifer zu ſetzen.

Er wird nach beſten Kräften zu beweiſen ſtreben, daß wir nicht ſtrafbarer ſind, als die Regierung uns zu finden wünſchen muß, der nur mit unſerer Gefangenſchaft, nicht mit unſerem Tode gedient ſein kann. Dieſer ganze Proceß, den man ſo prächtig mit dem neuen Mantel der Oeffentlichkeit umhüllt, iſt für mich nur ein heuchleriſches Schauſpiel, das man vor dem zuſehenden Europa aufzuführen für nöthig erachtet.

Der Staatsanwalt, die Richter und die Vertheidiger in dieſem Proceſſe gleichen den verſchiedenen, in einander greifenden Rädern einer Maſchine, welche nach einem gegebenen Anſtoße für einen bekannten Zweck zu arbeiten beſtimmt ſind. Das eine Rad treibt das andere, alle Möglichkeiten ſind im Voraus berechnet. Der Grundſatz, nach dem ſie ſich bewegen, iſt das Recht des Stärkern, das Recht des Beſitzenden; der Zweck, für den ſie arbeiten, Erhaltung des Beſtehenden; der Hebel, welcher ſie in Bewegung ſetzt, die Krone, in der ſich die Gewalt und der Beſitz am großartigſten zur Erſcheinung bringen. Die Angeklagten ſind das Material, das der Maſchine zur Verarbeitung gegeben wird, und ſie müſſen ſich dem Mechanismus fügen, ſoll das Rädergetriebe ſie nicht zermalmen, denn ſie ſind nicht ſtark genug, die Maſchine in's Stocken zu bringen.

Ich habe den Advokaten erſucht, ſeine Vertheidigung aus meinen Verhörsakten zu ſchöpfen, da

ich mich nicht zur Beſchönigung hergeben, ihn nicht mit ſolchen Beweiſen für meine Schuldloſigkeit verſehen mag, wie er ſie fordern muß. Sind doch im Voraus alle jene Gründe verworfen, welche die Erhebung Polens, die freie That des Einzelnen, als eine ſittliche Pflicht erklären. Sie können keine Geltung haben vor dem Richterſtuhle der Fürſten, deren rechtloſe Gewalt unſer Vaterland vernichten half. Mag denn mein gelehrter Vertheidiger ſich ſelbſt das Gewebe ſpinnen, von halben Wahrheiten, von fadenſcheinigen Halbheiten, von durchſichtigen Lügen, das die Politik ſeines Landes über die nackte ſchöne Wahrheit zu werfen verlangt, daß ein edles unterdrücktes Volk ſeine Nationalität zu vertheidigen ſtrebte. Unſern Tod kann man nicht wollen, denn er würde Ruhm zurückſtrahlen auf unſer Vaterland, und Schmach auf unſere Unterdrücker; unſere Verurtheilung zu langer Gefangenſchaft aber wird man erreichen, und damit dem Vaterlande für

viele Jahre die Thatkraft ſeiner beſten Söhne rauben, während man den Schein eines großmüthigen Siegers erwirbt. Die Wahl iſt hier nicht ſchwer. Ich urtheile um ſo ruhiger, als mich ſelbſt keine allzu ſchwere Gefahr bedroht.

Um mich abzukühlen von der Erregung, die ich empfand und die das Schreiben ſteigerte, bin ich eine Weile umhergegangen. Das Auf- und Niedergehen in dem acht Schritte langen und fünf Schritte breiten Raume iſt aber keine Erfriſchung, es erzeugt bald Schwindel, und ich habe mich niedergelegt auf das Bett, um auszuruhen von dem Uebermaaß meiner gezwungenen Ruhe. Ich habe dabei in den Dichtungen unſeres Landes geblättert. Die Schönheit unſerer Sprache hat mich erfreut, der Sprache, die man von allen Seiten ſo eifrig zu vernichten ſtrebt. Es iſt der Höhenpunkt grauſamer Politik, wenn man ein Volk zwingen will, einen geiſtigen Selbſtmord zu begehen, die ihm ange-

borne Sprache zu verläugnen, damit es endlich auch ſeine Vergangenheit, die Vergangenheit und die Großthaten ſeiner Ahnen, ſeines Volkes vergeſſen lerne.

Meine Eltern ſprachen polniſch, meine Wärterin, meine Spielkameraden kannten keine andere Sprache. Sagen von den Großthaten der Piaſten vertrieben dem lebhaften Knaben die langen, ſchneedurchſtöberten Winterabende. Jeder Fleck an dem Ufer unſeres Goploſee's ward durch die Erzählungen von der ſchönen Wanda belebt; Lieder von dem Helden Kocſiusko, von dem männlichen Poniatovsky wiegten mich in den Schlaf und erfüllten meine Träume. Was half es, daß meine Mitſchüler auf dem deutſchen Gymnaſium die Kinder deutſcher Eltern waren, daß deutſche Lehrer uns bildeten? Sprach doch die verſchiedene Nationalität ſich deutlich aus in dem Aeußern wie in dem Charakter der Knaben, und der Mann ſollte es lernen, von Geſetzen beherrſcht zu

werden, die ihn zur Selbstvernichtung des eigensten Wesens, der angebornen Nationalität zu zwingen streben? — Nimmermehr!

Wäre die Begeisterung des Polen für sein Vaterland zu unterdrücken, sie hätte untergehen müssen in den langen Jahren des Exils, in Noth und Sorge, in den steinernen Mauern der Gefängnisse, in den eisigen Fluren Sibiriens. Aber sie lebt, sie ist unsterblich! Ein nie verlöschendes Feuer, brennt sie auf dem Altar der Hoffnung, und ich denke den Tag zu erleben, wo das Signal zur allgemeinen Befreiung Europas entzündet werden wird in ihr, zugleich mit den Fackeln unseres Hochzeitsfestes.

Sieh, Mathilde! wie allmächtig die Liebe ist, daß mit der unsichtbaren fernen Geliebten zu sprechen, schon mein Herz befreit. Ich lege dies Blatt zurück, es kann mit diesem Inhalt die Censur des Inspektors nicht passiren, aber ich werde es fortsetzen, so oft ich Deiner bedarf.

Es wird oft ſein, Geliebteſte! und einſt werden dieſe geſammelten Blätter Dir Werth haben, als Zeichen, wie ſehr ich Dein gedachte in den Tagen dieſer langen Trennung.

7.

Konrad an ſeinen Freund Rudolf in Baſel.

Unterſeen.

Seit acht Tagen bin ich hier, geliebter Freund! Faſt ſeit eben ſo langer Zeit wollte ich, ich wäre nicht heimgekehrt. Mein Vorgefühl hat ſich als richtig erwieſen, ich fühle mich nicht glücklich unter den Meinen, wir verſtehen uns nicht mehr.

Das könnte klingen, als überſchätzte ich mich, und doch weißt gerade Du, wie lebhaft ich die gänzliche Unvollſtändigkeit meines Wiſſens empfinde, wie ſehr ich danach ſtrebe, die Lücken in meiner Bildung auszufüllen. Aber dies Streben

iſt es gerade, was die Meinen nicht begreifen. Daß ich ihnen bereits der Inbegriff aller Vollkommenheiten bin, daß ſie glauben, die Zeit des Lernens ſei nun mit dem nahen Doktoreramen beendet, und ich könne ruhig in häuslicher Niederlaſſung an die Verwerthung der errungenen Kenntniſſe gehen, das iſt es, was mich beängſtigt.

Welch ein Triumph war es meinen Eltern, als ich das Univerſitätsexamen beendet hatte, Deine Freundſchaft gewann, Zutritt erhielt in dem gaſtlichen Hauſe Deiner Eltern, und ſich mir, dem Bauernſohne, nun plötzlich die Umgangskreiſe unſerer Patrizierfamilien eröffneten! Wer von den Meinen hätte es damals ahnen ſollen, daß mit dieſem Schritte das Band gelockert würde, welches mich an ſie, an ihre Plane für meine Zukunft knüpfte?

Die Theilnahme an geiſtigen Intereſſen, die veredelte Form Eures täglichen Lebens, die ſchöne Haltung, welche Ihr gegen einander zu üben ge-

wohnt ſeid, ſind mir zum Bedürfniß geworden; die Erkenntniß des Hohen und Schönen iſt der Feind meiner Zufriedenheit, meines Glückes.

Ihr wißt es nicht, die Ihr in gebildeten Familien geboren ſeid, welch ein Segen Euch damit verliehen iſt! Wenn ich mit Freuden gehört habe, daß die Ernte gedeiht auf den Feldern meines Vaters, daß die Mutter zufrieden iſt mit ihrer diesjährigen Leinwand, und meine Schweſter beglückt durch das neue Mieder mit ſilbernen Haften; wenn ich mit meinem Vater den engen Kreis unſerer ſtaatlichen Angelegenheiten durchſprochen habe, ſo weit ſie ſeinen Acker und ſeine Abgaben berühren, dann ſtehe ich an den Grenzen unſerer Gemeinſamkeit. Jenſeits derſelben liegt das große freie Reich des Gedankens, liegt eine Welt von Gefühlen und Anſchauungen, die mir zum Lebensbedürfniß geworden ſind, und keiner der Meinen weiß es, daß ſolche Regionen vorhanden ſind.

Dazu kommt noch, daß eigentlich im Sommer von ruhiger Häuslichkeit bei uns nicht viel die Rede iſt, wenn jeder Hauseigenthümer ſich zum Gaſtwirthe gemacht hat. Auch der größte Theil unſeres Hauſes iſt dieſes Jahr an einen polniſchen Edelmann vermiethet, deſſen Frau hier die Molkenkur gebraucht. Da haben Mutter und Schweſter den ganzen Tag zu ſchaffen, zu ſerviren und zu präſentiren, daß man ihrer nicht eine Stunde froh wird, und ſich ärgert über die tauſend unnöthigen Anſprüche der alten Leute, die denn doch befriedigt werden müſſen, weil ſie dafür bezahlen.

Die Tochter iſt beſcheiden. Eine edle Geſtalt, ein ſchönes Geſicht, dem man Spuren tiefen Leidens anſieht. Sie iſt einem der Polen verlobt, welche für ihre Vaterlandsliebe büßen im Kerker zu Berlin. Wenn ſie mit den ernſten Augen ſehnſüchtig in die Fern ſchaut, beklage ich den Gefangenen, dem dieſer ſüße Liebesblick verloren iſt.

Wundere Dich nicht, daß ich Mariannens nicht erwähnte. Noch sah ich sie nicht wieder, und ich scheue mich davor, denn sie ist meinem Herzen fremder geworden, als ich es entschuldigen kann. Der Gedanke, mich gleich nach beendetem Examen zu verheirathen, martert mich wie ein schwerer Traum — und doch muß es sein. Aus mir einen Arzt, den Mann der reichen Cousine zu machen, dafür hat mein Vater gearbeitet im Schweiße seines Angesichtes, dafür hat meine Mutter sich gemüht bei peinlicher Arbeit früh und spät. Ich darf ihnen die Hoffnung ihres ganzen Lebens nicht zerstören, ich darf auch der guten, sanften Mariane das Leid nicht anthun! Du fühlst das, Rudolf, das darf ich nicht, das kann ich nicht!

Den nächsten Brief schreibe ich Dir vom Grindelwalde. Ich werde in den nächsten Tagen hinaufgehen. Vielleicht fühle ich mich dort auf der freien Höhe leichter und freier als hier.

8.

Edmund an Mathilde.

Da ich auf mich ſelbſt angewieſen bin in dieſer Zelle, muß ſich der, dem Menſchen angeborne Beobachtungstrieb faſt ausſchließlich auf mich ſelbſt richten, und ich erſtaune bisweilen, wie die Einſamkeit das Denk- und Erinnerungsvermögen des Menſchen erhöht. Die ganze Vergangenheit iſt mit höchſter Deutlichkeit mir gegenwärtig. Thatſachen, kleine Erlebniſſe, ſtehen lebendig vor mir, für die ich jedes Gedächtniß verloren hatte. Mein Empfinden, meine Phantaſie ſteigern ſich

in dieſer Abgeſchloſſenheit. Sie ſchärft unſere geſammten Kräfte, ſie verfeinert unſere Organe. Ich höre, ſehe, fühle feiner, ſeit ich nicht mehr durch immer neue Eindrücke geſtört werde; aber es liegt in dieſer geſteigerten Nerventhätigkeit eine Gefahr, die ich klar erkenne, und der man nur durch angeſtrengtes Feſthalten der Gedanken zu entgehen vermag, obſchon auch dieſes nicht immer von dem Gefühl der Ueberreizung befreit.

Ich ſehne mich oft nach dem Anblick einer Pflanze, eines Thiers, um durch ein ſinnlich wahrnehmbares Bild mich abzuziehen von der nie endenden Gedankenreihe. Ich gäbe viel darum, rankte ſich hier, wie in Sonnenberg, ein Epheuzweig um das Eiſengitter, deſſen Blätter ich grünen, des Schatten ich ſpielen ſehen könnte an der Wand. Die ſpärlichen grünen Aeſtchen vor meinem Fenſter, die kleine gelbe Blume, welche aus der mooſigen Mauer erblühte, und deren Wachſen und Welken ich betrachten konnte,

haben mich oftmals beruhigt, wie ſonſt der Anblick des Meeres oder des Himmels. Das ſinnliche Schauen hat mich erfriſcht, wenn innere Selbſtbeſchauung mich ermatten wollte.

Lange ſchon hat ſich mein Geiſt jenen Beſtrebungen abgewendet, welche über den Tod des Menſchen hinaus in die Zukunft deſſelben zu blicken verſuchen. Dies ſind nutzloſe Träumereien. Eine ſechstauſendjährige Erfahrung, das vergebliche Grübeln der erhabenſten Geiſter, haben uns längſt bewieſen, daß dem Menſchen eine unüberſteigliche Schranke geſteckt iſt. Wie neugierige, müſſige Knaben ſtehen die Grübler an der eiſernen Thüre der ewigen Räthſel und verſuchen das Unmögliche — verſuchen durch das Undurchdringliche zu blicken. Unverwandt ſchauen ſie die kalte, düſtere Pforte des Todes an, welche uns die Zukunft verbirgt, und vergeſſen darüber, daß die Welt zum Genuſſe ladet, daß Menſchenherzen auf der Erde in Freude beben, und in

Leid vergehen. Schaudernd vor dem Bewußtsein ihrer Endlichkeit, schaudernd vor der Flüchtigkeit der Zeit, suchen sie nach der Möglichkeit eines jenseitigen Lebens, und lassen darüber die schnell verrauschenden Stunden ihres Daseins ungenutzt entfliehen. Sie starren den Gedanken des Todes an, bis er sich ihnen gespenstisch als eine äußere Macht verkörpert, die dem Leben feindlich entgegentritt; und doch sind Seele und Körper nicht unzertrennbarer als Leben und Tod, doch enthält jede Stunde des Lebens auch den Tod in sich, und wir sterben während wir leben.

Dies Betrachten des Unbegreiflichen macht das Auge krank, daß man die vorhandene Herrlichkeit der Erde nur durch den trüben Schleier des Schmerzes, durch die verwirrende Strahlenbrechung der Thränen erblickt. Der Mensch erträumt sich Hypothesen, Mährchenwunder, um die er die Wirklichkeit gering achtet und sein ge-

ſundes Daſein in derſelben verliert. Ein kläglicher Mißbrauch der reichen Menſchenkraft.

Nicht jenſeits dieſer Welt, nicht in dem Unerreichbaren liegt die Offenbarung, das Geheimniß unſeres Daſeins, ſondern in uns ſelbſt, in dem, was Jedem zunächſt iſt, denn ſie iſt überall offenkundig in der Natur.

Einſam, in der tiefſten Nacht des Kerkers findet der ſuchende Geiſt den ſchaffenden Geiſt, den Gott in ſich. Allein, in der Unendlichkeit der Natur, begegnet er ihm in Allem, was iſt und wird und vergeht. Ueberall iſt er ſelbſtthätig, genießend, wirkend, fortzeugend für die Unendlichkeit. Er iſt zertheilt in mannichfacher Weiſe, und nach ſeiner Stärke an mehr oder weniger vollendete Formen gebunden, und iſt doch Eines in der Vollendung des Alls, zu der alles Geſchaffene ſich verbindet.

Das chriſtliche Dogma von der Menſchwerdung des Allgeiſtes in Einem Menſchen iſt

eine klägliche Verkleinerung des Geistes, der mit allmächtiger Werdekraft das All durchströmt. Er wird Mensch in Jedem von uns, und offenbart sich strahlend in dem göttlichen »ich will« des Menschen.

Diese Erkenntniß giebt uns Achtung vor der reinen, gottgebornen Natur in uns selbst und in dem Geringsten unserer Mitmenschen, Duldung für jede Eigenthümlichkeit, Liebe für Alles, was lebt. Ich liebe Pflanzen und Thiere, ich beachte ihre Neigungen, ihre Lebensbedingungen, denn jedes von ihnen trägt den göttlichen Funken, die Werdekraft in sich, jedes hat bestimmte Ansprüche an relatives Wohlsein gleich mir.

Das Gesetz der Nothwendigkeit, welches das Wasser zwingt, zu Thal zu rauschen, während es sich selbst sein Bette sucht und gräbt; das als Instinkt auftritt in dem Vogel, der sein Nest baut, wo es ihm gefällt, und als Bewußtsein in der That des prüfenden und wählenden Men-

ſchen, dies eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit hält das All auf eine Weiſe zuſammen, die der vereinzelte Geiſtestheil im Menſchen nicht begreift, aber empfindet. Die aus der Geſammtheit hervorgehenden Ereigniſſe bilden den Zwang, die Nothwendigkeit; die Art, in welcher der Einzelne ihnen begegnet, ſich zu ihnen verhält, enthalten ſeine Freiheit.

Indem der Menſch in jedem Augenblicke thut, was er für das Nothwendige, das Rechte hält, übt er ſeinen Gottesdienſt gegen den Gott in ſich und in ſeinem Nächſten, erfüllt er ſeine Pflicht gegen die Geſammtheit und die Natur, aus der ihm als Lohn der berechtigte Genuß des Alls erwächſt.

So allein begreife ich das Geheimniß des Daſeins, das Grundgeſetz der Welt; ein ächt freiſinniges, ein ganz ſociales Geſetz. Freie Entwicklung des Einzelnen im Geſammtverbande von Allen, zum Beſten Aller. Es ſoll unſer Vorbild

ſein für die kleinern Verbindungen auf der Erde, für Staaten- und Familienbande. Es muß uns antreiben zu Thaten, welche über das Grab hinausleben; denn die Fortwirkung deſſen, was wir ſchufen, iſt unſere perſönliche Fortdauer nach dem Tode.

Wie dieſe Ueberzeugung ergeben macht gegen die Bedingung der Endlichkeit, ſo treibt ſie den Menſchen zur Selbſtvollendung während des Lebens, der keine Zeit für dieſe Aufgabe in einer andern Welt erwartet. Die Kraft zu dieſer Selbſtvollendung aber wächſt in ihm mit dem Bewußtſein, daß der Menſch Eines iſt in ſich, nicht traurig zerſpalten in Seele und Leib, nicht verdammt zu dem ewigen Kampfe dieſer feindlichen Gewalten.

So wenig ein Staat gedeihen kann, in dem eine bevorzugte und eine geknechtete Partei ſich in immer wiederholten berechtigten Empörungen und tödtlichen Siegen aufreiben, ſo wenig kann

der Menſch Großes ſein und leiſten, der nicht die Einheit ſeines Weſens erkennen und damit den Zwieſpalt in ſich beenden gelernt hat. Wer zerfallen iſt in ſich, wer nicht Frieden hat, der kann ihn nirgend bringen.

Wenn ich mir denke, daß auch Du umnachtet warſt, von den dunkeln Wolken des chriſtlichen Dualismus, daß auch Du einſt dieſe Welt gering geachtet und nach einem Jenſeits geſtrebt haſt, daß Du es Sinnlichkeit, Gotteslästerung geſcholten haſt, als ich mich einſt überwältigt von dem Drange meines Herzens vor Dir niederwarf, um in trunkenem Schauen den Gott in Deiner Schönheit anzubeten, dann ſegne ich dreifach die Stunde, in der ich Dir begegnete, und den Tag, an dem ich Dich, Du Kind des Lichtes, dem Lichte wiedergab.

Biſt Du nicht duldſamer geworden, ſeit Du von Deinem Nächſten nicht mehr Verläugnung ſeiner innerſten Naturbedingniſſe forderſt? Nicht

werkthätiger in Liebe, da Du den Leidenden mit ſeiner Noth nicht mehr auf ein tröſtendes Jenſeits verweiſen kannſt? Ein Jenſeits, für das unſern, an die Sinnenwelt gebundenen Begriffen ſelbſt die Bezeichnung fehlt, ſo daß wir für das Unſinnliche, Unkörperliche unſere ſinnlichen, körperlichen Worte brauchen müſſen.

Dein ganzer ſittlicher Gehalt hat ſich erhoben, ſeit Du nicht mehr Erlöſung von Außen zu erwarten wagſt, durch die ſeligſprechende Machtvollkommenheit eines menſchgewordenen Gottes, ſondern gelernt haſt, in Dir ſelbſt mit feſter Sammlung Deines Willens zu ringen nach Erlöſung von allem Unedlen, Unwahren, das die Irrthümer der Vergangenheit und Mitwelt in Dich gebracht haben konnten.

Du wirſt es fühlen in dieſer Zeit der leidensvollen Trennung, wie auch der Schmerz ſich leichter tragen läßt, wenn wir nicht mehr in Gebeten um Abhülfe flehen und ungeduldig auf ihre

Erhörung warten, ſtatt uns ſittlich gefaßt in das augenblicklich Nothwendige zu ergeben.

Sieh, meine Mathilde! dies Ausſprechen der tiefſten Lebensüberzeugung gegen den Menſchen, der uns eng verbunden iſt, das iſt die Andacht in der Religion, zu der wir uns bekennen, deren Prieſter wir ſind. Ich habe Gottesdienſt gehalten in dieſer Stunde mit Dir. Mit Dir habe ich mich gedemüthigt vor der Größe des Allgeiſtes, mich ergeben in das Geſetz des Nothwendigen, mich erhoben in dem Bewußtſein, daß dies Geſetz ein allweiſes iſt. Ich bin feierlich und weich geſtimmt nach dieſer Betrachtung.

Und dennoch! ſo ſehr ich bereit bin, das Unvermeidliche ruhig zu ertragen, dennoch erzittert mein Herz in der Sehnſucht nach Dir, in dem Gedanken, daß mich vielleicht noch Jahre der Gefangenſchaft von Deinem Beſitze trennen.

Warum weigerten uns Deine Eltern die Erlaubniß zu unſerer Vereinigung, da wir uns ge-

funden hatten? Ich dürfe nicht daran denken, ſagten ſie mir, das Loos einer Frau an das meine zu feſſeln, ſo lange ich nicht aufgehört hätte, das Wirken für die Befreiung Polens als meine Lebensaufgabe zu betrachten. Als ob dies jemals anders werden könne! — Wir thaten Unrecht, dieſem Gebote Folge zu leiſten; denn es iſt Unrecht, ſich mit Bewußtſein einem Willen zu unterwerfen, deſſen Verlangen man als einen Irrthum erkennt.

Wie viel Stunden ungeſtillter Sehnſucht, wie viel Schmerzen hat die Vorſorglichkeit dieſer kurzſichtigen Elternliebe über uns gebracht, die uns ſicheres Leid bereitete, um uns mögliche Leiden zu erſparen.

Nein! Du Leben meines Herzens! das ſoll nicht mehr ſein, ſobald dieſe Mauern mich nicht mehr halten. Ich will den Pulsſchlag meiner Sehnſucht nicht zügeln, bis die Stumpfheit des Alters mich gleichgültig gemacht haben wird ge-

gen das Schickſal meines Vaterlandes, ich will mit Dir das Leben genießen, das uns gegönnt iſt auf dieſer wunderbaren Erde.

Die Erinnerung des letzten, ſchweren Abſchiedes kommt niederbeugend über mich. Wie verlange ich nach Deinem Anblick, wie ſehne ich mich, Dich wieder zu ſchauen. Nur ſehen möchte ich, ob Dein Auge noch ſo licht und glänzend, Dein Mund noch ſo friſch, Deine Arme ſo ſchön ſind, als in jener Stunde, da ich von Deinen geliebten Lippen den Kelch des Scheidens mit ſchmerzlichem Entzücken trank.

Aller Segen des Glückes über Dein geliebtes Haupt!

Nachmittag.

Seit mehreren Tagen erwartete ich Deinen Brief. So oft der Tritt des Schließers nahe an meiner Zelle erklang, wähnte ich, jetzt müſſe der Schlüſſel klirren in der Thüre, und das

Blatt in meine Hände gelangen; aber immer galt es nur der Reviſion, immer nur öffnete er das Schiebefenſter in der Thüre, um ſich zu überzeugen, daß ich nicht entflohen ſei. Das dürfte ſchwer halten in dieſem Hauſe, in dem die kleinen Fenſter der Zelle hoch oben in den Mauern, und alle Zellen der Art an fächerförmig nebeneinander herlaufenden Gängen gelegen ſind, daß der Wächter vom Mittelpunkte aus, jede Thüre, jeden Winkel des Gebäudes überſehen kann.

Eben jetzt höre ich wieder den wohlbekannten Tritt am Ende des Ganges! Es iſt die Stunde, in der man die Thüren der gegenüberliegenden Zellen ſchließt, um die unſern zu öffnen und uns mehr Luft zu gönnen. Dann höre ich es, wie Conſtantin B. ſeinen Stuhl bewegt, im Zimmer auf und niedergeht, höre ihn ſtöhnen, huſten, wenn ſeine Bruſtbeſchwerden ihn beläſtigen, aber ich ſehe ihn nie, denn der Verſuch dazu würde mir die Gunſt der geöffneten Thüre rau-

ben. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, ſich Wochen hindurch einem geliebten Menſchen ſo nahe zu wiſſen, und doch ſo vollkommen getrennt von ihm zu ſein.

Fünf Thüren ſind geöffnet; es iſt Alles ſtill. Noch eine Thüre, dann iſt der Schließer an der meinen.

Da iſt Dein Brief! eben hat er ihn gebracht, und mein Auge hat mit Wonne die lieben Züge Deiner Hand betrachtet. Habe Dank, mein ſüßes Mädchen! daß Du mit holder Zärtlichkeit mir die Tage unſers erſten Begegnens heraufzauberſt, die klar und ſelbſtſtändig leuchtend in meinem Herzen leben, trotz dem Bewußtſein, daß ſie Dein heiteres, ruhiges Geſchick an mein ſturmbewegtes Leben gekettet und Dir manch ſchweren Kummer bereitet haben.

Um mich, um meine jetzige Lage ſorge Dich nicht. Mein Gefängniß iſt nicht hart, man gewährt uns die Erleichterungen, welche ſeine Ein-

richtung gestattet. Da Dir meine geringe Neigung für den Ueberfluß bekannt ist, darfst Du mir glauben, daß ich hier Nichts vermisse, als die Freiheit, die ich eben nicht haben kann. Allerdings wäre es mir viel werth, könnte ich den Himmel sehen aus meiner Zelle, was nicht der Fall ist. Das Fenster läßt zwar das Licht hell hineinscheinen, ist aber hoch gelegen und durch die Art des Glases dem Auge undurchdringlich. Auch mehr Bewegung in freier Luft möchte ich wohl haben, als ich sie mir in dem schmalen, eingeengten Bretterverschlage zu machen vermag, in dem Jeder von uns täglich eine Stunde einsam auf und nieder schreitet. Ich bin so sehr gewohnt an freie Luft.

Seit man mir aber zu dem Tische und dem Bette, welche ich in meiner Zelle vorfand, einen Stuhl bewilligt hat, der bequemes Schreiben und Zeichnen gestattet, und seit man uns Bücher nach unserer Wahl zukommen läßt, hat sich meine

Zufriedenheit mit dieſer Zelle doch noch weſentlich erhöht. — Ich beſchwöre Dich daher, Dir keinen Augenblick durch Schreckgebilde zu verdüſtern, für die bis jetzt kein Grund vorhanden iſt.

Nachmittags.

Ganz unerwartet eröffnet ſich mir durch den glücklichſten Zufall eine ſichere Gelegenheit, Dir die Blätter zuzuſtellen, welche ich ſeit den letzten Wochen für Dich ſchrieb. Es bleibt mir nur die Zeit ſie zu ſchließen.

Sorge denn nicht um mich, Geliebte! Freue Dich jedes ſchönen Tages, der Dir ſeine Sonnenſtrahlen in die Seele ſenkt, genieße jede Freude, die ſich Dir bietet, und tröſte mich über den Schmerz unſerer Trennung, durch die Gewißheit, daß Du ſie muthig erträgſt, daß ſie Deine Kraft nicht überſteigt.

Und ſomit Lebewohl.

9.

Mathilde an Edmund.

Deine reiche Brieffendung iſt in meinen Händen, mein theurer Edmund! — Ich leſe und leſe ſie wieder. Die Angſt meines Herzens löſt ſich in erquickende Thränen auf, wenn Du mir ſo zuverſichtlich von Wiederſehen ſprichſt, ſo muthig in die Zukunft blickſt; aber ich fühle dann nur um ſo tiefer die Gewalt meiner Liebe, die Schwäche meiner Natur. Ich hatte Kraft, ehe ich Dich kannte, ich habe verlernt ſie zu brauchen, ſeit Deine ſtarke Liebe mich trug und ſtützte.

Ich bewundere Deine Kraft, die Welt, das Leben, Dich ſelbſt und unſer Loos ſo ruhig zu betrachten! Du erſcheinſt mir wie dieſe Urgebirge feſt, und nur den Veränderungen unterworfen, welche der vergängliche Wechſel des Tages und des Jahres darauf hervorruft. Die Sonnenſtrahlen färben den Gipfel mit glühendem Roth, der Mond taucht ihn in bläuliches Licht, Wolken legen ihren düſtern Schatten darüber hin, und der Schnee bedeckt ſie mit weißem Mantel; aber das Alles vergeht ſchnell, berührt nur die Oberfläche, und darunter ſteht ehern feſt das rieſige Granitgebirge

So biſt Du, Edmund! und darum ſehe ich ſo vertrauend zu Dir empor, wenn Alles um mich her mir zu wanken ſcheint, wenn ich mir nicht Rath weiß in den tauſendfachen Verwirrungen des menſchlichen Daſeins, die ſich vor meinem Blicke enthüllen, ſeit Du mich gelehrt haſt, daß man prüfen müſſe, ſtatt zu glauben.

Dieſe Prüfung iſt mir Bedürfniß geworden und beängſtigt mich zugleich. Ich möchte weiter ſchreiben, immer weiter fort in Prüfung und Erkenntniß, und doch ſchaudre ich noch oft unwillkürlich vor dem Ziele derſelben zurück.

Wie fängſt Du es an, Dich ruhig zu fühlen in den Mauern Deines Kerkers, da dieſes Thal mich ein Gefängniß, die Bergwelt eine läſtige Schranke dünkt, über die ich hinaus möchte, fort zu Dir? Wie erträgſt Du es, den Anblick des Himmels zu entbehren in Deiner Zelle, während ich hier ſehnſüchtig verlange nach einem weiten, freien Horizonte? Niemals habe ich mich ſo ſchmerzvoll nach Dir geſehnt, als hier. Wenn uns die Fluthen des Meeres trennten, wenn ich an ſeinen Ufern weilte, dann war ich ruhiger. Dann ſchien jedes Segel, das auftauchte am fernen Horizonte, mir ein geflügelter Liebesbote, der mir Nachricht von Dir bringen, mich zu Dir führen könne, und die Hoffnung war mächtig

in meinem Herzen. Dieſe Bergwand aber bringt mich zur Verzweiflung, weil ſie ſich ſo rieſig aufthürmt zwiſchen Dir und mir, weil mir iſt, als würde ich ſie niemals wieder überſchreiten, als könnte ich niemals wieder zu Dir kommen und müßte hier ſterben fern von Dir.

Ach, Edmund! laß mich nicht anders ſterben als an Deiner Bruſt; denn ſterben, Edmund! das muß furchtbar ſein. Ich begreife es nicht.

Als ich Deinen Brief las, und auf die Ruhe blickte, mit der Du die ewigen Räthſel der Schöpfung betrachteſt, war es mir einen Augenblick, als könne ich nun auch den Tod verſtehen; aber das währte nicht lange. Meine Natur, und wohl jede menſchliche Natur, ſträubt ſich gegen das Aufhören, weil ſie es nicht faſſen kann im Vollgefühl der Lebenskraft. Ich will nicht fort aus dem Zuſtande, in dem ich mich als Ich empfinde, hinüber in einen andern, für den mir die Bilder und Begriffe fehlen.

Ja! wärſt Du unſterblich — nicht als Theil des Weltgeiſtes, ſondern unſterblich als Perſon, als Edmund, als mein Geliebter, mich liebender Edmund, und könnte meine freigewordene Seele in Dich übergehen, als ein Theil der Deinen, um Eines zu werden mit Dir, o! dann begriffe ich das Sterben, und wollte den Tod erſehnen mit aller Kraft der Seele. Dann lehnte ich mich einmal Abends an Deine Bruſt, wenn die Sonne untergeht und der Mond heraufkommt, und wenn es ſo ganz ſtill und duftig wird in der Natur, und ſpräche: Halte mich feſt in Deinen Armen, Geliebter, denn ich ſterbe um in Dir zu leben, das iſt die Vollendung unſerer Liebe!

Edmund! Edmund ich vergehe vor Sehnſucht nach Dir.

Abends.

Du willſt, daß ich die Trennung muthig trage, willſt, daß ich die Schönheit des Lebens

genieße, daß ich ſie Dir wiederſpiegele in meinen Briefen. Wie gern will ich das thun. Da alle mein Denken und Fühlen Dein iſt, da ich die Geſellſchaft meide, um immer bei Dir und mit Dir zu ſein im Geiſte, iſt Dir zu ſchreiben meine größte Luſt.

Mein Leben iſt ſo einfach als nur möglich, und ich freue mich immer wieder, daß wir nicht in einem jener Penſionate Interlackens wohnen, in denen die gelangweilte vornehme Geſellſchaft der europäiſchen Hauptſtädte ſich ſogenannter ländlicher Einſamkeit erfreut, bei Muſik und Tanz im heißen Zimmer, während draußen der Abend und die Nacht in hoher Schönheit ſich über die Erde ausbreiten und zu feiernder Ruhe laden.

Früh am Morgen gehe ich mit Gritli, der Tochter unſers Wirthes, in das Bad. Dicht an unſerm Hauſe führt der Weg in ein Gehölz, in dem es immer ſchattig und kühl iſt. Dann geht es durch das Bett des Schwarzbachs weiter, das

jetzt zum Theil ausgetrocknet iſt von der ſommerlichen Wärme. Ueber loſe Steine und bröckelndes Geröll ſteigen wir fort, uns bald an einem größeren Blocke, bald an einer freiliegenden Baumwurzel ſtützend, denn der Schwarzbach iſt breit und das Waſſer mächtig im Frühjahr, wenn es von den Bergen herabkommt.

Je größer die Anſtrengung des Weges, um ſo ſüßer die Erfriſchung des Bades. Zwiſchen großen moosgrünen Steinen ſpringt das helle, ſchäumende Waſſer in einzelnen Fällen herab, bis es ſich in dem tiefſten Theile des Flußbettes ſammelt, ſo klar und friſch, daß man jedes Pflänzchen zu unterſcheiden vermag auf ſeinem Grunde. Hohe Felſen thürmen ſich an der rechten Seite empor, ſie neigen ihre Bäume und Farrenkräuter dem Waſſer zu, für uns als Schirm und Schutz. Oben auf den Abhängen weiden ſilberweiße Ziegen, die mit ihren klaren Augen neugierig zu uns hernieder gucken. Bisweilen hören wir einen Hir-

tenknaben oder einen Holzfäller von fern ſein Liedchen ſingen, das zauberiſch ſüß klingt in dem ſchweigenden Weben der Natur.

Allmälig dringen dann die Strahlen der emporſteigenden Sonne durch das dunkle Laub des Waldes, der die Berge krönt, und wenn wir, vorwärts blickend, mit dem Auge dem Lauf des Baches folgen, dann weitet das Thal ſich aus, bis es geſchloſſen wird von jener Bergkette, aus deren Mitte der ſchneebedeckte Nieſſen ſich hellleuchtend gegen den blauen Himmel abzeichnet.

Wie mich jedesmal die Stille dieſes Platzes wehmüthig macht, kann ich Dir nicht genug ſagen. Ich fühle die Schönheit der Natur, und weil ſie mir das Herz ſchwellt mit ſeligem Entzücken, vermag ich den Gedanken nicht ohne tiefes Weh zu denken, daß in der Spanne Zeit, die uns gegönnt iſt, all dieſe Schönheit für Dich verloren ſein ſoll, vielleicht für lange, lange Jahre. Mein Herz ruft Dich, mein Auge ſucht Dich angſtvoll,

und wenn es Dich nirgend erreichen kann, dann kehre ich traurig heim in meine Wohnung, und weine meine heißen Thränen vor Deinem Bilde.

Morgens nach dem Bade.

Ich leſe täglich in Deinen Briefen. Mein Verſtand erfaßt die Lehre, die Du predigſt, meinem Herzen klingt ſie nicht ſo warm als in jenen Stunden, da ich ſie von Deinem Munde hörte, da Deine Lippen ſie mir verkündeten, als das Evangelium der neuen Menſchheit.

Oft frage ich mich, ob ich dem Ideale entſprechen, ob ich mich nur annähernd zu ihm erheben könne, das in Deiner Seele lebt. Du ſuchſt im Weibe die ſchöne, ſtarke Ergänzung Deines Weſens, und ich ſtehe an Deiner Seite, auflauſchend jedem Deiner Worte, anbetend die Kraft Deiner Seele, und mich tief demüthigend in dem Bewußtſein, wie ſehr Du mir überlegen biſt. Dieſe Ueberlegenheit iſt mein Glück. Aber kann

es Dich beglücken, Dir genügen, daß ich so tief stehe unter Dir? —

Als ich Dich wiedersah nach den langen Jahren unserer ersten Trennung, und das Glück Deiner Gegenwart mich erhob, wähnte ich, die Energie meiner Natur sei gewachsen. Deine Vaterlandsliebe, Deine Opferfreudigkeit belebten mich, ich vermochte freudig die Schmerzen eines neuen Abschiedes über mich zu nehmen, denn Du sagtest mir, daß dies Scheiden Nothwendigkeit sei. Aber der Schmerz wirkt nicht erkräftigend auf jede Seele, er hat die meine gebrochen und ihr die Freudigkeit des zuversichtlichen Hoffens geraubt. Ich bin traurig in tiefstem Herzen, ich wage nicht in die Zukunft zu blicken, und gerade jetzt bedürftest Du eines Herzens, wie das Herz jener Jakobine, die Du so sehr geliebt hast. O! wäre ich wie sie, jung, froh und selbstlos, daß Du mich liebtest mit jener Leidenschaft, der selbst die Freiheit nicht mehr begehrenswerth erschien! Mit jener Leiden-

ſchaft, die Dich den Kerker lieben machte, und das Sterbebette Deines Vaters Deinem Auge faſt entrückte.

Männer, wie Du, müſſen ſelbſtloſe Liebe finden, und ſelbſtlos bin ich nicht. Ich möchte nicht nur Dich beglücken, ich möchte glücklich ſein mit Dir. Gäbe mir nicht das Bewußtſein, daß ich ausſchließlich für Dich lebe, daß nie ein anderes Bild, als das Deine, auch nur einen Augenblick in meinem Herzen Raum gefunden hat, ein Anrecht auf Deine Liebe, ich würde mich ihrer ganz unwürdig fühlen, wenn ich bedenke, wie wenig ich dem Ideale Deiner Jugend gleiche.

Du ſprichſt ſo ruhig in Deinem letzten Briefe von langer Gefangenſchaft, vom Tode ſelbſt. Iſt dieſes möglich, wenn man liebt und heiß geliebt wird?

Macht das Anſchauen des Weltalls das Blut langſamer durch die Adern wallen, ſtillt es den Wehruf des Herzens, o ſo lehre mich das All

erfaſſen auf Deine Weiſe, daß meine Sehnſucht ende, daß das Ringen meines Geiſtes nach Erkenntniß ſein Ziel fände im Glauben und im Wiſſen, daß ich Ruhe fände, Ruhe und Frieden.

Gottlob, daß die Gefangenſchaft Dich nicht ſo ſchwer bedrückt, die Trennung von mir Dir nicht ſo unaushaltbar ſcheint, als ich ſie finde. Das giebt mir den Muth, Dir zu ſagen, daß alle meine Bitten die Eltern nicht zu jener Reiſe nach Preußen zu überreden vermochten, welche allein die Möglichkeit eines Wiederſehens für uns darbot.

Es wird Herbſt geworden ſein, ehe wir die Schweiz verlaſſen, und die Geſundheit meiner Mutter würde den Wechſel des Klimas bedenklich machen in ſo ſpäter Jahreszeit. Wüßteſt Du, wie ſehr die Stimmung der Eltern verändert iſt, in Bezug auf uns, Du würdeſt es nicht mit ſo zuverſichtlicher Gleichgültigkeit Deinem Advokaten überlaſſen, die Gründe für Deine Freiſprechung

aufzusuchen; Du würdest selbstthätig für sie sorgen, und mitleidend würden Deine Gedanken verweilen bei Deiner Mathilde.

10.

Konrad an Rudolf von Staufer.

Erſt heute ſchreibe ich Dir. Man ſcheut ſich vor jeder Mittheilung, wenn ſie eine Wiederholung ſchmerzlicher Erlebniſſe fordert, die man nur noch zu gegenwärtig in der Seele empfindet.

Du weißt, ich bin mit ſchwerem Herzen nach dem Grindelwalde gegangen. Als ich dann aber hinaufzog, das Ränzel auf dem Rücken, durch die liebe, mir von Jugend an vertraute Bergwelt, durch die grünen Thäler und Wälder, da ward ich plötzlich leichten Sinnes.

Ich dachte an alle die Tage, an denen ich als Knabe dieſen Weg gegangen war, die Tante zu beſuchen und die Couſine zu ſehen; ich erinnerte mich, wie ich immer ſchneller und ſchneller in freudiger Erwartung dem Ziele zuzuſchreiten pflegte, und wie die kindiſche Ungeduld des Knaben ſich dann mit den Jahren in die zärtliche Sehnſucht des Jünglings verwandelt hatte. So gelangte ich zu der Stelle, hoch oben an der Sennenhütte, hinter die man hinabſteigt in den Grindelwald. Hier hatte Marianne mich vor drei Jahren erwartet, als ich hinaufkam Abſchied zu nehmen, ehe ich die Univerſität bezog.

Auf dieſer Stelle hatte ich mich ihr verlobt; an jenem Abend die Zuſtimmung ihrer Mutter erhalten, und das Verſprechen, daß die Tante fortan alle Sorge für meine Bedürfniſſe übernehmen wolle, bis ich meine Studien beendet haben würde. Ich hatte mich für den glücklichſten Menſchen der Welt gehalten. Glück hat das Schöne,

daß es, wie die Sonne, noch lange nach dem Untergange ein Abendroth ſeliger Erinnerung in uns hervorzuzaubern vermag. Ein Wiederſchein jenes Tages lebte in mir auf, ich ward freier und fröhlicher, je höher ich ſtieg. All' die Quellen, die aus den Felſen hervorſprudelten, kamen mir wie alte Bekannte vor, die, zum Fenſter hinausguckend, dem heimkehrenden Nachbarsſohne ihr »Grüß Dich Gott!« zuriefen. Kannte ich doch ſelbſt die einzelnen, wunderlich geformten, großen Steine, welche den Durchgang durch die Bäche bildeten. So heimiſch vertraut erſchien mir Alles, ſo eng verwandt mit meinem innerſten Weſen, daß ich mich plötzlich aller meiner Zweifel ledig fühlte, und mich glücklich preiſen konnte, hier künftig immerdar zu leben.

In dieſer gehobenen Stimmung langte ich auf dem Berge an und eilte den Weg nach dem Grindelwalde hinab. Als ich das Schild, den ſchwarzen Bären, wieder erblickte über dem Hauſe

der Tante, klopfte mir das Herz vor Freude. Ich trat durch die kleine Pforte in das Gärtchen, da sprang der alte, große Hund so freudig bellend an mir empor, daß ich seine zottige Stirne küssen mußte. Die Mägde traten in die Thüre. »Der Konrad! der Konrad!« rief es hier und da; ich fühlte, was die Heimath sei.

»Wo ist Marianne?« fragte ich, »wo ist die Frau?«

»Es sind Herrschaften angekommen«, hieß es; »die Frau beschickt die Betten, die Marianne besorgt den Theetisch für die Gäste.«

Ich eilte die Treppe hinauf und mein erster Blick fiel auf Marianne, welche die Zudringlichkeit eines langen, rothhaarigen Engländers von sich abwehrte. Ich sprang hinzu, ihn niederzuschmettern, aber Marianne warf sich zwischen uns, und war ganz Glück und Freude mich wiedergefunden zu haben. Mein Herz krampfte sich zusammen. Der Augenblick wird mir unvergeßlich bleiben.

Da phantaſiren ſie in ihren Sälen von der ſchönen Unſchuld und Einfalt des Landvolkes, und Jeder glaubt ſich berechtigt, die Unſchuld und Einfalt eines Landmädchens anzutaſten, welche ihn reizt, wie der frei in reiner Luft dahinſchwebende Vogel den Jäger reizt — zum Morde. Je höher, je unerreichbarer er ſcheint, um ſo größer die grauſame Wolluſt des Augenblickes, wenn er getroffen, zerſchmettert niederſinkt, die Beute des Siegers.

Weil Marianne, durch die Verhältniſſe gezwungen, den Gäſten Dienſte leiſten muß, weil ſie das Trinkgeld annimmt, das die Scheidenden ihr bieten, meint jeder elende Geſell, ein Recht zu haben an ſie. Und ſo tief, ſo furchtbar tief iſt das Volk geſunken durch die lange Gewohnheit ſolcher Schmach, daß ſelbſt Marianne nicht im Entfernteſten die tödtliche Demüthigung empfindet, die ſolch' ein Betragen für ſie enthält.

Mir fuhr es wie ein Meſſerſtich durch's Herz,

als Marianne — meine Braut — mir um den Hals fiel. Statt ſie zu umarmen, riß ich mich von ihr los, den Engländer zu züchtigen. Ich eilte ihm nach, Marianne bemerkte es.

»Wo willſt Du hin?« fragte ſie.

»Ihn ſtrafen für die Unverſchämtheit.«

Sie lachte hell auf. »Da hätteſt Du viel zu thun,« ſagte ſie, »wenn Du jeden Fremden ſtrafen wollteſt, der einen dummen Spaß verſucht. Laß ihn nur gehen. Ich ſtehe ſelbſt für mich, es wagt es Niemand zum zweiten Male.«

Ich war keines Wortes mächtig, mir ſchauderte vor dem Mädchen, das fühllos ſeit Jahren den Kampf gegen die Gemeinheit ſittenloſer Männer kämpft. Marianne dauerte mich, aber ſie hatte allen Zauber des Weibes auf immer für mich verloren. Sie ſammelt arglos ihre Trinkgelder zu dem Kleide, das ſie an unſerm Hochzeittage tragen will; auch die Uhr, die ſie mir vor einem Jahre zum Geburtstag ſchenkte, ſo ſagte

sie mir, war von diesem Gelde angeschafft. Ich habe die Uhr Nachts gegen die Felsen geschleudert und gesagt, ich hätte sie verloren.

Die Tante war voll Zärtlichkeit für mich, sie meinte, ich sei stärker, männlicher geworden, wir würden ein schönes Paar geben, ihre Marianne und ich. Mariannens Schönheit sei fast weltbekannt, alle Fremden fragten gleich nach der schönen Marianne, sie fürchte die Hälfte ihrer Kundschaft zu verlieren, wenn das Mädchen nicht mehr in ihrem Hause sein werde.

Ich sprach mein Gefühl, meinen Zorn offen aus. Weder die Tante noch Marianne verstanden mein Empfinden. Die Tante meinte, ein Landmädchen sei keine Prinzessin, und Scherz in Ehren könne Niemand wehren. Marianne aber schwur mir bei allen Heiligen, daß sie mir unwandelbar treu gewesen sei und es auch bleiben werde. Sie fühlte es nicht, wie furchtbar es ist

Treue zu ſchwören oder eines Treuſchwures zu bedürfen. Ich ſchwieg in tiefem Schmerz.

Es litt mich nicht in dem Hauſe — ich bin fortgegangen vor Tagesgrauen in der Nacht. Am Mittag langte ich im Vaterhauſe an, entſchloſſen, Marianne nicht zu heirathen, keine Unterſtützung ferner von der Tante anzunehmen und das Erhaltene ſobald als möglich zu erſtatten.

Aber da gab es die Vorwürfe meines Vaters, der Mutter Klagen, Gretchens ſanftes Bitten, den Eltern nicht die liebſte Hoffnung ihres Lebens zu vernichten. Es kamen Thränen getränkte Briefe von Marianne, die mich treulos, ein Brief der Tante, der mich undankbar und pflichtvergeſſen nannte.

Ich mag mich nicht daran erinnern! Du aber wirſt jetzt wiſſen, warum ich Dir nicht ſchrieb, und wirſt Dich nicht wundern, wenn ich hier plötzlich den Brief beende. Lebe wohl, mein theurer Freund!

11.

Mathilde an Edmund.

Die Minuten habe ich gezählt bis zur Ankunft der Poſt, denn ſeit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Dir erhalten, und wieder iſt kein Brief angekommen, mein theurer Edmund!

Als ich an der kleinen Pforte ſtand, den Sohn unſers Wirthes erwartend, der nach Aarweiler gegangen war, um mir den erſehnten Brief ſo ſchnell als möglich zu verſchaffen, war es mir zuletzt, als erwartete ich Dich ſelbſt. Mein Herz ſchlug hörbar, jeden Augenblick hoffte ich Deine

Gestalt hervortreten zu sehen; mein Fuß hob sich, Dir entgegen zu eilen, und als ich dann Konrad erblickte, der schon von weitem verneinend das Haupt schüttelte, da erlosch das Licht meiner Hoffnung, die kühlen, unheimlichen Schatten trauriger Gewißheit lagerten sich über mir.

Statt Deines Briefes brachte Konrad mir ein Zeitungsblatt. Es sprach in ungewissen Ausdrücken von Verhaftungen im Großherzogthume Posen, in Gallizien; von der Möglichkeit neuer Untersuchungen, durch welche der Beginn des öffentlichen Gerichtes verzögert, die Haft der in Berlin gefangensitzenden Polen künftig strenger werden könnte, und ich muß glauben, daß dies geschehen ist, da ich keine Briefe mehr erhalte.

Wüßte ich nur wie Du lebst in dieser Stunde? Wenn man Dir die beschränkte Erlaubniß der täglichen Bewegung im Freien entzogen hätte, wenn Du erkrankteſt in der ungewohnten Luftentbehrung, und Du wäreſt allein, ich wäre fern

von Dir? Das iſt das Unglück des Menſchen, der viel gelitten hat, daß ſeine Phantaſie ihm keine Freuden, ſondern immer neue Schmerzen vorzuhalten liebt; daß man zittert bei dem Ausbleiben eines Briefes und in banger Ahnung erbebt, ehe man ein verſiegeltes Blatt entfaltet.

Dieſe Trennung legt ſich erſtarrend über uns, die Einſamkeit, der eiſerne Trotz gegen das Geſchick erkaltet Dein Empfinden, denn Du würdeſt ſonſt ein Mittel erſonnen haben, mich wiſſen zu laſſen, was Dich am Schreiben hinderte. Wäre ein Weſen in Deiner Nähe, mit dem Du von mir ſprächeſt, Du würdeſt milder, weicher ſein, Du würdeſt meiner und meiner Sehnſucht ſorglicher gedenken.

Sieh! als Du Dich neulich in ſo tiefer Liebe an Jokobine erinnerteſt, traf es mich ſchwer, daß ich nicht die erſte, die ganz ungetheilte Liebe Deines Herzens beſeſſen hatte, daß Deine Jugend nicht mein geweſen war. Ich klagte um dieſe

mir entzogene Vergangenheit, ich war eiferſüchtig auf Jakobine — und ich bin es noch. Je öfter ich die letzten Briefe leſe, je tiefer fühle ich, daß meine Liebe nicht Dein Leben ausfüllt, daß ſie Dir eine ſchöne Zugabe iſt auf Deinem Pfade, daß Du es aber leicht erlernen würdeſt, auch ohne ſie zu leben. Ich klage Dich nicht an deshalb, es mag dies in der Natur des Mannes liegen, aber ein Frauenherz empfindet anders.

Seit ich Dich kenne, habe ich die Schönheit des Gefühls begriffen, aus dem die ſtrenge Abgeſchiedenheit der orientaliſchen Frauen einſt entſprungen ſein mag, dies ausſchließliche Beſitzenwollen des Weſens, das man liebt. Iſt es mir doch ein Schmerz, die Blicke fremder Männer zu ertragen, wenn Dein Auge nicht auf mir ruht. Wie habe ich der Natur es ſonſt gedankt, daß ſie mir eine Bildung gab, die Dich erfreute, wie habe ich meine Locken geliebt, ſeit Deine Küſſe ſie weihten, ſeit Deine Freudenthränen ſie gleich

funkelnden, unvergänglichen Perlen geziert! — Ich hätte ſchön ſein mögen, wie kein anderes Weib der Erde, alle großen und guten Eigenſchaften habe ich mir vom Himmel erfleht, um Dich beglücken und durch Deine Freude beſeligt werden zu können. Und jetzt? Jetzt ſind es dieſe Vorzüge, welche den Grafen E.. bewogen haben, abermals um meine Hand zu werben für ſeinen Sohn, obſchon er weiß, daß ich mich Dir verlobte. Das war es, was ich Dir neulich zu ſagen nicht den Muth gefunden habe.

Der Graf iſt ſeit einem Monate hier, der Sohn ſeit einer Woche. Der Gedanke an die Gefangenſchaft, die Dich nur zu ſicher bedroht, muß ſie ermuthigt, die Mißſtimmung meiner Eltern gegen Dich, ſie endlich zu dem Ausſprechen ihres unglückſeligen Verlangens beſtimmt haben. Sie ſind nur zu beifällig gehört worden. Erlaß mir das Nähere, und urtheile nicht zu hart über die Eltern. Sie haben in einer ohne Liebe ge-

ſchloſſenen Ehe, zufällig das Glück ihres Lebens gefunden; ſie kennen die Liebe nicht.

Weder meine Bitten und Betheuerungen, noch meine Thränen, haben bisher die Entfernung der Grafen zu bewirken vermocht. Sie kommen täglich zu uns, und ſo ſehr ich ihnen ausweiche, kann ich nicht immer vermeiden ſie zu ſehen. Fern von Dir, muß ich es dulden, daß der Verhaßte mich lobpreißt, daß er liebefordernd in die Augen blickt, die Dich raſtlos ſuchen, und weinen, wenn ſie Dich nie finden; daß er die Hände küßt, die ich oft in bitterer Verzweiflung ringe, weil Du, mein Edmund, mir ſo unerreichbar biſt. Wie neide ich dann die Weiber des Orients, die nur das Auge des Geliebten ſieht, die geſchützt ſind vor der Entweihung jedes fremden Liebebegehrens!

Am wohlſten fühle ich mich im Umgange mit der Familie unſeres Wirthes, deren ſchlichte, treuherzige Weiſe mir täglich ehrwürdiger und lieber wird. Es iſt mir ein Kultus, das Walten dieſer

Hausfrau zu ſehen, von deren ſtiller, ruhiger Thätigkeit ich oft beſchämt und gedemüthigt auf mich ſelbſt zurückblicke. Klug, gut, immer vorſorglich für Andere, geht ſie geräuſchlos in dem großen Hausweſen umher, und nur die Ordnung, das Gedeihen, welche überall ſichtbar werden, verrathen ihr ſegensreiches Wirken. Nie habe ich an ihr eine Haſt bemerkt. Sie iſt der Schutzgeiſt ihres Hauſes, ohne für ſich irgend eine Anerkennung zu begehren. Ich möchte Jakobinen gleichen oder dieſer Frau, daß ich Ruhe und Frieden mit mir hätte wie ſie.

Geſtern hatte ich mit ihr und ihrem Sohne vor der Thüre geſeſſen, während meine Eltern mit dem alten Grafen ihr gewohntes Whiſt ſpielten. Graf Robert, der Sohn, machte mit Freunden einen Ausflug in's Oberland. Frau Steiger erzählte uns die rührende Geſchichte ihrer langen Liebe, ſprach von ihrer Heirath, von den mancherlei Trübſalen, die ſie erlebt hatte, und von

den Hoffnungen für ihr ſpäteres Alter. Dann ging ſie an ihre Geſchäfte und ließ mich mit Konrad allein. Er war ſehr ſchweigſam. Da ich von der Mutter wußte, daß er verlobt, und, wie ſie ſagte, durch Grillen verſtimmt ſei gegen ſeine Braut, hoffte ich ihn und mich zu zerſtreuen, indem ich ihm vorſchlug, einen Spaziergang nach der Aarinſel zu machen, wohin wir Abends oftmals gehen.

Erinnerſt Du Dich des lieblichen Ortes? Gleich neben der Brücke in Aarweiler geht man durch das Portal eines Hauſes über ein enges Gehöfft zu einer zweiten Brücke, und befindet ſich auf einem der anmuthigſten Plätze dieſes Thales. Uralte Wallnußbäume von reichem Epheugerank bis in die Gipfel eng umwebt, wachſen aus üppigem Wieſengrunde hervor. Das ſchäumende, dunkelgrüne Waſſer der Aar ſchießt pfeilſchnell an der kleinen Halbinſel vorüber, es ſchaukelt tändelnd die Zweige einzelner Bäume, die ſich tief zum

Strome hinabgeneigt haben, als zöge ſie Sehnſucht zu ihm. Noch nie habe ich auf der Inſel einen der fremden Bewohner Interlackens geſehen, und Abends, wenn die fiſchenden Knaben den Platz verlaſſen, herrſcht hier eine tiefe, friedensvolle Stille.

Geſtern ward der Zauber der Gegend durch ein helles, weiches Mondlicht noch erhöht. Ich blickte um mich her mit jener genießenden Ruhe, mit der man ein geliebtes Menſchengeſicht betrachtet. Man kennt jeden Zug, jede Miene deſſelben, und doch wird man nie müde, es in ſüßer Rührung immer und immer wieder anzuſchauen, weil es ſo ſchön iſt und weil man es ſo zärtlich liebt. Ach, Edmund! wann halte ich wieder Dein geliebtes, edles Haupt in meinen Armen? wann ruhe ich endlich aus an Deinem Herzen, in der ſchweigenden Wonne des Glückes?

Aber zum erſtenmale verfehlte dieſe Gegend auf mich ihre erheiternde Wirkung. Ich wollte

meine Sorge vergeſſen, den guten, immer ſo theilnehmenden Konrad unterhalten, und konnte das Wort, den Ton dafür nicht finden. Plötzlich fuhr Konrad aus ſeinem Sinnen empor und fragte mich »Iſt man gezwungen, ſein Verſprechen zu erfüllen, wenn man es gegeben hat, ehe man ſich noch kannte? ein Wort zu halten, deſſen Erfüllung das Unglück unſeres Lebens machen würde?«

Er beſchwor mich, ihm die Wahrheit zu ſagen, er wollte wiſſen, wie Du in gleichem Falle handeln würdeſt. Ich konnte nicht zweifeln, daß er ſeiner Verlobung gedachte, und da ich die Wünſche der Mutter kannte, die für ſeine Heirath ſind, da ich die traurigen Briefe ſeiner armen Braut an Gretchen oft geleſen hatte, fehlte mir der Muth, ihm zur Selbſtbefreiung anzurathen. Dennoch wagte ich nicht, ihm zu ſagen: »opfern Sie dem Irrthume Ihrer Vergangenheit die ganze Zukunft, dem Irrthume eines Augenblicks ein langes Leben!« Wer darf auch Rath ertheilen wollen, wo nur

das eigenſte Bedürfniß des Menſchen entſcheiden, wo nur das Gefühl der unbedingteſten Nothwendigkeit gefolgt zu haben, Beruhigung zu geben im Stande iſt.

»Beten Sie um Kraft, das Rechte zu thun,« ſagte ich endlich, und beneidete ihm das Glück, noch beten zu können; denn die Selbſtſtändigkeit des auf ſich allein beruhenden Menſchen iſt, ich habe es erfahren, ſchwer in ſolchen Stunden. Wir kehrten von der Inſel noch trauriger heim, als wir geweſen waren.

Daß ich jetzt beten könnte für Dein Wohl und hoffen auf Erhörung! Wie tröſtlich wäre mir heute dieſe fromme Täuſchung. Schlafe wohl und träume von mir.

12.

Marianne an Konrad!

Grindelwald.

Liebſter Konrad! Du biſt neulich ſo plötzlich verſchwunden und haſt dann von Interlacken dem Kreuzwirthe das Briefchen mit hinaufgegeben, in dem Du ſagſt, Du würdeſt ſchreiben, weshalb Du hätteſt gehen müſſen, und würdeſt wiederkommen. Aber Du haſt nicht geſchrieben und biſt auch nicht gekommen. Was ſoll ich davon denken?

Lieber Konrad! nun iſt obenein in dieſer Woche eine große Geſellſchaft hier oben geweſen, darunter ein Graf, der mir geſagt hat: »Steiger's

Gretchen aus Unterſeen läßt Dich grüßen.« Den habe ich gefragt, ob er Dich nicht auch kenne, und ob Du mich nicht auch grüßen ließeſt? Und er hat mir verſichert, er kenne Dich allerdings, aber Du hätteſt keinen Gruß geſchickt. Du wirſt es wohl nicht gewußt haben, daß er zu uns hinauf gegangen iſt.

Und was bedeutet das, daß der Graf mir ſagte: »der Konrad, nach dem Du fragſt, der macht den Kammerdiener einer vornehmen Dame, die ihm Dreſſur giebt, der kommt ſo bald nicht zu Dir.« Lieber Konrad! was heißt denn das Alles?

Ich habe ſo viel Gram, und dabei ſoll man freundlich ſein und den Gäſten nie ein trauriges Geſicht machen!

Schreibe mir bald lieber Konrad, und ſei der alte, gute Konrad wieder, damit ich es der Mutter ſagen kann, die böſe iſt, und immer behauptet, ſie ſähe es vor ihren ſehenden Augen, Du

würdeſt mir die Schande anthun, mich nicht zu heirathen. Ich vertheidige Dich immerfort, denn es kann ja nicht ſein, Du kannſt ja nicht ſo handeln wie der Peter aus Roſenlaui, um den die Katharine ſich zu Tode gehärmt hat.

Wann reiſt denn die polniſche Herrſchaft ab, die bei Euch wohnt? Schreibe mir es doch gleich, und grüße die Eltern und Gritli von Deiner treuen Braut.

13.

Konrad an Rudolf von Stauffer.

Ließ den Brief Mariannens, den ich vor zwei Stunden erhalten habe. Er iſt der Brandfunke, der die Flamme angezündet hat. Dieſe Flamme wird mich vernichten.

Es iſt wahr, Alles wahr, Rudolf! aber ich habe es nicht geahnt. Ich ſehe keinen Ausweg als die Flucht.

Das klingt verworren, und doch iſt die Sache ſehr einfach, ſehr gewöhnlich, Beſter! Ich liebe Mathilde, die Braut eines Andern, ein Mädchen,

das so hoch, so unerreichbar fern über mir steht, als die Sterne über unserm Haupte.

Mit Todesschmerzen in der Brust habe ich seit Wochen ihre sehnsüchtigen Klagen um den fernen Geliebten angehört und, ward die Qual mir zu groß, mich eingewiegt in Selbstbetrug. Ich weiß es jetzt, ich liebe sie. Ich liebe sie, wie man die Luft liebt, die man athmen muß, wenn man nicht sterben soll! — Und ein Mensch wagt es zu sagen, ich mache ihren Kammerdiener und sie gäbe mir Dressur!

Fühlst Du, wie das in meinem Hirne brennt?

Ich eilte hin zu ihm, ich wollte ihm Mariannens Brief zeigen, ihn zur Rechenschaft ziehen. Ich war an seiner Thüre, ich verlangte ihn zu sprechen. Der Diener sagte mir, der Herr Graf dinire mit dem Fürsten von G., und kehre nicht mehr heim, da er gleich nach der Mahlzeit mit seiner Durchlaucht nach Chamouni abreise, das Gepäck sei schon dorthin gebracht.

Ich ging nach der Aarinsel, ich warf mich nieder auf die Bank, auf der ich so oft gesessen an ihrer Seite. Ich malte mir mein Begegnen mit dem Grafen aus, mein Herz erbebte vor meiner Ohnmacht. Er würde lachen, suchte ich ihn bei seinem fürstlichen Freunde auf, ihm Mariannes Brief zu zeigen. »Was kümmert mich Ihr Leid und das Leid eines Wirthshausmädchens!« würde er mir antworten. »Die Kleine hat mich gut bedient, ich habe ihr ein gutes Trinkgeld gegeben und damit ist die Sache abgethan.« — Und wenn ich Genugthuung verlangte für den Schimpf, den er mir zugefügt, so würde der vornehme, gräfliche Legationsrath, der Lüstling, dem hier jedes Bauern Weib ausweicht, weil er dreist ist und frech, der würde den Bauernsohn, den armen Studenten, der von ihm Genugthuung zu fordern wagte, für einen Tollhäusler halten und ihn fortweisen lassen durch seine Dienerschaft.

Aber was ſoll ich denn thun? wie ſoll ich dem Menſchen entgegentreten, der täglich die Schwelle meines Vaterhauſes überſchreitet, täglich in meiner Gegenwart Mathilden nahen darf, der die Hände küßt, die nur zu berühren mir Seligkeit wäre? Ich habe Dir oft geſagt, ich begreife den Meuchelmord nicht. Jetzt verſtehe ich es, wie man mordet aus Rache, aus tödtlichem Haß, wo man, ſo tief beleidigt, nicht Genugthuung erhält.

Siehſt Du es nun, Rudolf! was ich Dir oft geſagt habe, daß dem armen, von niederer Herkunft Gebornen ſelbſt der Segen geiſtiger Bildung zum Fluche wird in unſerer, nur für die Reichen und Vornehmen eingerichteten Welt! Ich fühle mich dem Grafen gleich an Wiſſen, ich darf mich beſſer achten als den Weltverdorbenen, und er nennt mich einen Kammerdiener, der dreſſirt wird, während mein Leben ſeine einzige, erſte und ewig ſchönſte Blüthe treibt.

Und Mathilde? Sie vertraut mir, weil ſie es nicht für möglich hält, daß der arme, unbedeutende Sohn ihres Wirthes ſein Auge erheben könne bis zu ihr. Daher die Freiheit des täglichen Verkehrs, die mein Herz erfüllte mit ſo frohem Selbſtgefühle! Doch nein, ich mag's nicht glauben! Mathilde iſt nicht ſtolz, nicht hart wie alle Andern, ſie würde Mitleid fühlen, läſe ſie in meinem Herzen. Sie ſoll ſich meiner nie zu ſchämen haben, ſie ſoll den Mann einſt achten lernen, dem ſie als Jüngling das Ideal des Lebens geworden iſt.

Ich werde arbeiten, ſtreben mit aller Kraft, die mir zu Gebote ſteht, nach Rang, nach Ehre. Ich will nicht der unbekannte Dorfarzt bleiben, der den Hut in der Hand, demüthig und verlegen daſteht vor dem reichen Kranken. Wenn ich es dahin brächte, daß mein Name genannt würde in der Welt, wenn ich jemals dieſen Grafen vor mir ſehen könnte, Hülfe begehrend von mir, und

es hinge von mir ab, ob ich ſie gewähren wollte! Und wenn ich dann Mathilde wiederfände, ein geehrter, geachteter Mann, und ich könnte ihr ſagen: »ich habe Dich einſt ſo ſehr geliebt, ich habe ſo viel um Dich gelitten und Du haſt es nicht gewußt; um Deinetwillen habe ich geſtrebt, durch Dich bin ich geworden, was ich bin!« — Rudolf! Rudolf! ich muß dies Ziel erreichen! — Wüßte ich nur, ob ich Mathilde mehr liebe oder ihn mehr haſſe.

Da höre ich ihre Stimme, ſie ſpricht mit meiner Mutter. Wie ſanft klagend klingen die Worte dieſes gottgeliebten Engels! Sie fragt nach der Ankunft der Poſt. Könnte ich ihr endlich die erſehnte Antwort jenes Edmund bringen, den ſie liebt, wie ich ſie liebe. — Nein! nein! ſo kann ſie ihn nicht lieben, denn ſie iſt nicht hoffnungslos wie ich, deſſen Seele ſich vor ihr beugt, wie vor einem Himmelsboten. —

Daß ein Kammerdiener dies zu denken wagt, während man ihn dreſſirt!

Ich kann noch nicht darüber hinweg! Lebe wohl!

14.

Edmund an Mathilde.

Je länger unſere Gefangenſchaft dauert, je dringender fühle ich das Bedürfniß, mich ſtrengen, ernſten Studien zu überlaſſen, daher habe ich ſeit den letzten Wochen mich ausſchließlich der Geſchichte zugewendet, die wir immer noch zu wenig in ihrem großen Zuſammenhange als Entwicklungsproceß der Menſchheit betrachten. Nicht an Wiſſen hat es uns gefehlt, ſondern an pſychologiſchem Schauen. Alle Erhebungen unſeres Vaterlandes, alle Verſuche zur Befreiung von der

Tyrannei ſind daran geſcheitert, daß wir von dem ſchwer gedrückten, lang geknechteten Volke Kraftanſtrengungen gefordert haben zu ſeiner Befreiung, ehe wir ihm die Nahrung gegeben hatten, welche ihm allein Kraft verleihen konnte: »den Begriff des Rechtes, den Glauben an den Werth der Freiheit!« Wir ſind immer unterlegen, weil bisher nur einzelne Klaſſen des Volkes wußten, wofür ſie kämpften, während die große Menge, von einer augenblicklichen Erregung fortgeriſſen, den Führern halb bewußtlos folgte bis zur entſcheidenden Stunde der Gefahr, um ſie dann angſtvoll zu verlaſſen. Geiſtig todte Maſſen ſind durch größere Maſſen zu beſiegen; mächtig, unüberwindlich iſt allein das Volk, deſſen Krieger ein Ideal im Geiſte tragen, für das ſie leben und für das ſie ſterben wollen.

Mit wahrer Erhebung blicke ich jetzt, während ich die Geſchichte Englands ſtudire, auf die Kämpfer, welche dort einſt Cromwell der Unter-

drückung entgegen zu führen hatte. Diese Männer, obschon begeistert für ein Dogma, dessen finstere Asceſe einen traurigen Irrthum enthielt, waren Helden, Mann für Mann, in ihrer fanatischen Unerbittlichkeit, in ihrem felsenfesten Selbstvertrauen, in ihrem sittlichen Zorne gegen ihre Unterdrücker, in ihrer vor keinem Nothwendigen zurückschaudernden Konsequenz. Bis einst die Freiheit das Ideal, die Religion des Volkes geworden ist, wird es seine Knechtschaft immer nur für Augenblicke abwerfen, um in träger Stumpfheit aufs Neue darin zu versinken.

Mit der Ueberzeugung, daß wir bisher einen falschen Weg gewählt haben, um an das rechte Ziel zu kommen, beginnt eine neue Lebensepoche für mich nach dem Aufhören dieser Gefangenschaft. Unsere persönliche Zukunft wird dadurch eine ruhigere und bald eine beglückendere für uns werden, meine theuere Mathilde!

Mein bisheriges Wanderleben hat sein Ende

erreicht, ich erkenne die Nutzloſigkeit deſſelben und beklage die Zeit, die ich im Dienſte unſerer Propaganda aufgewendet habe. Polen kann nicht frei werden durch den Beiſtand von Nationen, die unfrei ſind im eigenen Vaterlande. Nicht von oben herab, nicht von außen her, kommt die Freiheit in das Volk. Es muß ſie ſelbſt erzeugen, ſie Wurzel ſchlagen und wachſen laſſen in ſich, bis ſie allmächtig, durch die eigene Kraft und Größe die Bande ſprengt, mit denen man ſie niederhielt; und wie einſt das römiſche Reich ſtürzte mit dem Glauben an die alten Götter, ſo wird alle und jede Knechtſchaft auf Erden unmöglich werden vor dem neuen Glauben, dem Glauben des Menſchen an den Gott in ſich ſelbſt.

Volkserziehung iſt die Saat der Freiheit. Jeder ſoll ſie ſäen in ſeinem Kreiſe. Niemand ſoll ſich fragen: »werde ich die Saat aufgehen ſehen und mitgenießen von der reifen Frucht beim Feſt der Ernte?« Zu leben mitten unter unſeren

Landsleuten, für ſie zu ſorgen, ſie zu bilden, das wird zunächſt die Aufgabe jedes Mannes ſein, der es ehrlich mit der Freiheit, ehrlich meint mit ſeinem Volke.

Da kommen zwei Deiner lieben Briefe mit einemmale und führen mich zu Dir. Wer weiß es, welcher Zufall ſie mir ſo lange vorenthielt, in Tagen, in denen ich ſie recht nöthig gehabt hätte, denn ich bin krank geweſen, liebes Herz!

Wie ſüß klingt mir die Sprache Deiner Liebe ſelbſt in ihren Zweifeln! wie hold mahnt mich der rothe Wiederſchein des Sonnenunterganges, der auf die Blätter vor mir fällt und das Papier Deiner Briefe mit heller Roſenfarbe überzieht, an jene Stunde, in der ich einmal in Deinem Zimmer vor Dir kniete im letzten Tageslicht. Wie durch goldene Schleier ſtrahlte das Abendroth durch Deine langen Locken, das Dich, meine ſchöne Mathilde! mit der Glorie umgab, die Dir gebührte. O! daß mir jetzt Dein Bild erſchiene

auf dem letzten Glühen des Tages, daß ich Dich herzaubern könnte zu mir, um Dir zu ſagen, was ich Dir Zärtliches und Scheltendes zu ſagen habe, als Antwort auf Deine lieben Briefe. Es iſt dunkel, ich muß enden, morgen mehr, Du holdes, liebes Weib!

Morgens.

Das ewig Weibliche zieht uns hinan! das hat mich auch Dir, meine Mathilde, zu eigen gemacht und mich Dir unauflöslich verbunden. So oft Du Dich auch anklagſt und Dir ſelbſt ein Räthſel ſcheinſt, mir biſt Du es nicht.

Geiſtig und körperlich voll und ſchön erblüht, ſo lernte ich Dich kennen. Wäre es mir damals vergönnt geweſen, Dich in die friedliche Umgebung beglückender Häuslichkeit zu führen, ſo wären Dir die Kämpfe, der Zwieſpalt Deines Weſens erſpart geblieben, die Dich jetzt oft unſicher über Dich ſelbſt machen. Als Gattin, als Mut-

ter hätteſt Du in der Liebe die Erfüllung des weiblichen Berufes gefunden und einſehen lernen, daß die Vollendung der Menſchennatur der Beſchränkung eines feſten Zieles bedarf, Du wäreſt ruhig und glücklich geworden durch wirkſame Liebe.

Dies war Dir nicht beſtimmt. Wir wurden bald getrennt, und alle jene Gewalten, welche die Liebe in der geſunden Menſchennatur erwachen läßt, wurden in Dir zu träger Ruhe, zu raſtloſem Sehnen verdammt. Sie ſind das Element, das Du ſo oft ein wildes, wogendes Meer in Dir genannt haſt.

Du glaubſt, Mathilde! Du müßteſt die Welt in einem Gedanken erfaſſen, Du glaubſt unglücklich zu ſein, weil Du dies nicht vermagſt? Täuſche Dich nicht, Geliebte! Dies Bedürfniß liegt nicht als Nothwendigkeit in der Natur des Weibes, wenn ſeiner Liebefähigkeit, ſeiner angebornen Thätigkeit das rechte Feld eröffnet wird. Je reicher

das Weſen einer Frau, um ſo weniger iſt ſie für unthätige Liebe geſchaffen, je ſchwerer leidet ſie darunter. Ich ſehe es mitleidend nur zu ſehr an Dir. Ruhe würde Dir werden in der Arbeit an dem eigenen Heerde, Glück in meinen Armen, und die höchſte Erkenntniß, die dem Menſchen vergönnt iſt, in dem auftauchenden Bewußtſein Deines erſten Kindes.

Aber wähne deshalb nicht, Mathilde! daß ich damit Deiner Perſönlichkeit, wie ſie ſich jetzt durch den Einfluß der Verhältniſſe entwickelt hat, nicht ihr volles Recht zugeſtehe; ich fordre im Gegentheil von Dir, für Dich ſelbſt unabläſſiges Fortſchreiten in freier, geiſtiger Thätigkeit. Vielleicht iſt die Frau die Glücklichere, der es gegeben iſt, ohne Nachdenken, ohne lange Wahl, durch die Gunſt der Umſtände, die rechte Stelle für ſich in der Welt bereit zu finden. Diejenigen aber, denen das Loos fiel, ſuchen, prüfen und wählen zu müſſen, müſſen durch den Weg des Zweifels

zur Erkenntniß der Wahrheit gehen, und mit Bewußtſein erfüllen, was die ſorgloſen Kinder des Glückes inſtinktmäßig thun.

Sei alſo nicht unzufrieden mit Dir, Geliebteſte, wenn die ſanfte Oberländerin Dir in ihrem häuslichen Walten ſo ehrwürdig erſcheint. Du wirſt werden wie ſie, und mehr als ſie, wenn Du, gleich ihr, Deinen wahren Beruf gefunden und erfüllt haben wirſt.

Bis dahin ſchwärme nur fort, mein Mädchen! Die Welt iſt ſo ſchön, das Leben ſo reich, daß, was Du auch davon in Dir aufzunehmen trachteſt, immer die Mühe des Strebens belohnen wird.

Nur vor einer Schwäche möchte ich Dich warnen, ſo ſehr ſie mich perſönlich beglückt. Du überſchätzeſt mich aus Liebe, und — vergieb, daß ich es Dir ſage, aber wer ſoll Dir wahr ſein, wenn nicht ich? — Du rechneſt Dir die Treue zu hoch an, mit der Du mein Andenken in Dir bewahrſt. Das iſt ja das Natürlichſte von der

Welt, Mathilde! dafür danke ich Dir nicht, das muß so ſein.

Mißverſtehe mich nicht, Mathilde! ich will Dich nicht betrüben, ich wünſche nur, Dir einen wahren Maßſtab für Deine Empfindungen zu geben.

Du haſt es einmal ſo ſchön in einem Deiner Briefe ausgeſprochen: »Die Tugend und Sittlichkeit einer Frau beruhen in der Treue, mit der ſie an der erwählten Liebe feſthält.« Aber daß, ſeit Du mich liebſt, nie ein anderes Bild in Deine Seele gedrungen iſt, als das Meine, das, meine Mathilde, iſt ein glücklicher Zufall; und ich würde nicht weniger feſt auf Deine Liebe bauen, wüßte ich, daß eine Zeit hindurch Dich ein anderer Mann lebhaft beſchäftigt hätte.

Darum muß ich lächeln über Deine Eiferſucht gegen das Andenken meiner armen, ſchönen Jakobine! Thörichtes, thörichtes Lieb! wie kann Dich dies verſtimmen? Ja freilich habe ich ſie

geliebt, mit dem ganzen Feuer der Jugend, aber was hat das gemein mit meiner Liebe für Dich? Der Grund, in dem eine wahre Liebe wie die unsere erwächst, ist so tief und sicher, daß die Wurzel derselben nicht berührt werden können, wenn ein Windhauch die Zweige durchsäuselt. Unbeweglich starr ist nur das Todte. Schwankt doch selbst die Magnetnadel unter dem Einfluß der Tropen, die so unwandelbar nach ihrem Nordpol zeigt. Stärker, unwandelbarer als der Magnet braucht kein Liebender zu sein.

Ich werde nie irre werden an Dir, gieb auch Du Dich nicht den Zweifeln hin, die unserer Liebe nicht angehören können. Sei muthig, genieße die Natur, freue Dich mit würdigen Menschen, und wenn Dir ein Mann gefällt, wird es mir lieb sein — nur besser als ich darf er Dir nicht gefallen.

Abends.

Ich ſehe den Brief durch, der heute noch abgehen ſoll, und finde es nöthig, Dich über meine Krankheit zu beruhigen, da ich ihrer erwähnte. Sie iſt vorüber, war aber peinlich genug. Die weißen Wände der Zelle, von denen das Sonnenlicht gar zu blendend wiederſtrahlte, haben meine Augen angegriffen. Ich fühlte einen leiſen Schmerz in der Stirne, der ſich jedoch bald vermehrte und, von den Augennerven ausgehend, den ganzen Kopf erfaßte, ſo daß ich keines klaren Denkens, keiner Beſchäftigung fähig, die Tage in peinlicher Wüſtheit verbrachte. Meine Bitte, mich aus der Zelle in eine der Krankenſtuben zu verſetzen, die, wenn auch durch eiſerne Gitter, doch die Ausſicht in's Freie geſtatten, blieb unbeachtet. Und doch fühlte ich, das bloße Anſchauen verſchiedener, wirklich vorhandener Gegenſtände, der Blick auf einen Baum, der Blick

in die Ferne, in das Blau des Himmels, müsse mir helfen, mir Linderung sein, nachdem mein Auge Monate hindurch nur diese fleckenlose, weiße Wand gesehen hatte.

Ich beneidete den Gefangenen, der jemals in einer schon vor ihm bewohnten Zelle gesessen, wenn er dort die Inschriften, die Namen und die in Kohle gezeichneten Figuren an den Mauren eines altersgrauen Kerkers zu entziffern hatte. Ich empfand diese todten Wände wie eine furchtbare Qual. Kein Stäubchen, keine Spinne, kein Ruhepunkt für das Auge, Nichts, als dies starre, sonnenglänzende Weiß des Kalkes. So gingen mir acht Tage hin. Wenn die Sonne durch das geöffnete Fenster schien, marterte mich das grelle Licht; schloß man das Fenster, so steigerte sich in diesen schwülen Tagen die Hitze der Zelle bis zum Unerträglichen. Dann spielten wieder die Sonnenstrahlen durch das schuppige Fensterglas in bunten Reflexen gebrochen, viel-

farbig, raſtlos flimmernd an den Wänden, daß meine überreizte Phantaſie Geſtalten zu ſehen wähnte, die ſich wie Nebelbilder in einander auflöſten, ohne daß ich ſie feſtzuhalten oder zu verſcheuchen fähig geweſen wäre. Jeder Verſuch, zu leſen, feſt zu denken, erhöhte die Nerventhätigkeit und mit ihr die wilden Fieberphantaſien, bis die Dämmerung ihre Schatten ausbreitete, und mir Ruhe gab. Dann erſt tauchte Dein Bild vor mir auf in ſeiner ſanften Schönheit, das ich am Tage mit der größten Anſtrengung nicht in mir zu erzeugen vermochte, und Dein gedenkend ſchlief ich ermattet ein, bis der erſte Strahl der Sonne mich zu neuen Leiden weckte.

Endlich erlangte ich die Verſetzung nach den Krankenzimmern, und hier erſt entſchloß ich mich, die Mittel anzuwenden, die der Arzt mir anrieth, obſchon ich fühlte, daß ſie unnütz ſein würden. Der erſte Blick in's Freie hatte mich geheilt.

Der Brief muß fort, ſoll er Dir auf dem

gewohnten, ſichern Wege zugeſtellt werden. Ich ſchließe alſo.

Meine Geſundheit iſt hergeſtellt, ich genieße aber noch für eine Woche die Gunſt des Krankenzimmers, und dann beginnen die öffentlichen Verhandlungen, welche mehr Abwechslung in mein Leben bringen, und uns, ich hoffe es, bald einander wiedergeben werden.

Lebe wohl denn für heute!

15.

Mathilde an Edmund.

Du 'biſt krank geweſen, mein Edmund! und ich war fern von Dir? Du haſt mich erſehnt, und ich bin nicht gekommen. Iſt das denn möglich?

Und ich klagte Dein Schweigen an, ich zürnte Dir aus ungenügſamer Liebe, ich machte Dir Kummer, während Du Freude und Erheiterung brauchteſt. Vergieb mir, mein Edmund! und glaube, daß mein Gefühl mir die härteſten Vorwürfe macht. Ich will froh ſein, muthig und ſtark, wenn Du mich liebſt, wenn Du nur an

mich glaubſt; alle Eiferſucht will ich für immer verbannen, aber ſprich nicht in ſo leichten Worten von der Liebe, als Du es thuſt.

Wenn ich, Deine Briefe überdenkend, bisweilen am Fenſter ſitze, und mein Auge dieſe fremde Welt anſtaunt, dann betrachte ich oft unwillkürlich die wunderlichen Launen der Wolken und das neckiſche Spiel, das ſie mit den Bergen treiben. Und was lerne ich Alles von den klugen Wolken! Die verſtehen die wahre Koketterie, und ſind ernſthaft und heiter, ſchmollend und zärtlich ſo gut als ich.

Sie haben den mächtigen Felſen lieb, die Wolken, ſie ruhen gern an ſeiner Bruſt, und es ſieht aus, als wäre es auch dem ſchönen Herrn gar wohl in ihren Armen Kaum aber ſind ſie beiſammen und ein Sonnenſtrahl winkt, da drehen die flatterhaften Wolken gleich die Köpfe nach dem Sonengotte um, und der Berg empfindet es, daß ſie ſchwanken, wohin ſie ſich wenden

ſollen. Nun wird ihm bange. Er rafft ſein ganzes inneres Feuer zuſammen, er glüht wie der Sonnengott ſelbſt. Er will die Wolken nicht von ſich laſſen, und ſo gleichgültig er that, als er ſie an ſeinem Herzen wußte, ſo unruhig ringt er jetzt danach, ſie feſtzuhalten.

Nun iſt er warm, nun iſt er glänzend und anziehend, aber die Wolken wollen Nichts mehr von ihm hören. Der Sonnengott iſt gar nicht philoſophiſch und nicht unergründlich tief, wie ſolch ein gelehrter, uralter Berg. Er lacht in goldener Schönheit von früh bis ſpät, er zweifelt nicht an dem Herzen der Geliebten, er experimentirt und docirt nicht wie Du, mit einem warmen, treuen Herzen.

O! nun habe ich mein ſchönes Gleichniß umgeworfen, aber was thut das auch?

Ich liebe Dich, mein Edmund! ich bin Dir nicht böſe, wenn ſchon Du mir ſehr wehe gethan haſt. Wäre ich nicht ſo in Sorgen um Dich,

wäre ich nicht trostlos über Deine Krankheit, dann würde ich Dir zürnen.

So ruhig ist Dein Herz, daß Du mit Heiterkeit die Vorstellung in Dir durchdenkest, ich könnte einen Andern lieben? So gleichgültig macht Dich die Sicherheit des Besitzes? — Du könntest mich noch lieben, auch wenn ich treulos wäre?

Edmund! dafür danke ich Dir nicht. Das ist Mißachtung meines Herzens, Mißachtung der Liebe des Weibes. Lernet es doch einmal begreifen, Ihr unerträglich stolzen Männer! daß Ihr grenzenlos lieben, daß Ihr das Herz einer Frau wie ein heiliges Gut betrachten müsset, von dem Ihr nicht den kleinsten Theil vergeuden dürft, das Ihr ganz und mit dem Bewußtsein des Glücks besitzen müßt, wenn Ihr überhaupt verdienen sollt, es zu besitzen.

Predige den Socialismus so viel Du magst, theile Hab und Gut, geistigen und leiblichen

Beſitz mit der Menſchheit, nur mein Herz behalte Du allein, als unumſchränkter Herr. Dir gehört es, Niemand hat ein Recht daran als Du.

Oft habe ich mich darüber betrübt, mir Vorwürfe gemacht, daß die Liebe zu Dir mich erkaltet hat gegen Alles, was ich ſonſt geliebt. Es giebt kein Verhältniß in der Welt, kein Band, das mich feſſeln könnte gegen Deinen Willen. Ich habe aufgehört ſelbſtſtändig zu ſein, zu empfinden, ich exiſtire nur in Dir, und — »Du würdeſt nicht weniger feſt auf mich bauen, wenn mich eine Zeitlang ein anderer Mann lebhaft beſchäftigt hätte.« —

Das unglückſelige Wort wird nicht aus meiner Seele weichen. Ich werfe mein ganzes Sein, mein ganzes Leben vor dem Altar eines Gottes nieder, der es gleichgültig einem Andern überläßt!

Ich muß es dulden, wenn Du mir ſagſt, es gäbe keine Treue, Du könnteſt nicht unwandelbar

ſein, da ſelbſt der Magnet in der Gluth des Südens ſchwanke. So hart es iſt, ich muß es dulden. Aber fühlſt Du die ſchmerzliche Kränkung nicht, die Du mir zufügſt, wenn Du an mir zweifelſt, und leichtfertig über meine Liebe ſcherzeſt? Fühlſt Du nicht, daß die Liebe diejenige erheben muß, die ſich in tiefſter Demuth vor ihr niederwirft? Wie darf ich es mir vergeben, Dich ſo ausſchließlich anzubeten, wenn Dir dieſe Liebe nicht unentbehrlich iſt, wenn es Dir gleichgültig ſcheint, daß ich einen Andern liebe?

Ich wollte nicht davon ſprechen, ich wollte ſcherzen, denn Du bedarfſt der Erheiterung. Du ſollteſt nicht wiſſen, wie weh Du mir gethan haſt. So zornig war ich, daß ich Dir den Triumph mißgönnte, den dieſer Schmerz verrieth. Aber mit blutendem Herzen kann ich nicht tändeln, und ich kann auch nicht heucheln. Ich vermag es am wenigſten Dir gegenüber — darum höre ich zu ſchreiben auf.

Behüte Dich Gott! möchteſt Du ſo wohl ſein, als ich es wünſche, wenn Du dieſes Blatt erhältſt, und heiterer, als ich es ſeit dem Empfange Deines Briefes geweſen bin.

16.

Mathilde an Edmund.

Mein lieber, mein theurer Edmund! kaum zwei Stunden ſind es her, daß ich den Brief an Dich abgeſendet habe, und ſchon fange ich den nächſten an. Aber wie ſoll ich ſchreiben, da ich voller Schaam das Geſicht in meinen Händen verberge?

Ich bin nicht gut geweſen, ich war ein thörichtes Geſchöpf! Nicht wahr, Du bereueſt es, ſo offen und einfach die Wahrheit geſchrieben zu haben, weil ich Dich dennoch mißverſtehen konnte?

Da ſiehſt Du es nun, wie ich viel weniger bin, als Deine Liebe glaubte, wie ich ſo tief unter Dir ſtehe. Wie ſchmerzlich wird die Ueberzeugung für Dich ſein.

Vergieb mir meine Heftigkeit, meinen ungerechten Zorn! Sieh nur, mein geliebter Freund! ich kniee vor Dir, wie ich oftmals in meinem Zimmer vor Dir kniete, im Fenſter hinter der Gardine, auf dem kleinen Bänkchen vor dem Lehnſtuhl. Dann reichte ich mit dem Kopfe gerade bis an Deine Schultern, bis an Deine Lippen; und an Deiner lieben Bruſt berge ich mein Geſicht, ſchlinge meine Arme um Deinen Nacken, und wenn Du mit mir ſchmälen willſt, dann richte ich den Kopf auf und verſchließe mit einem Kuſſe den Mund, der nie im Leben wieder ein böſes Wort gegen ſeine Mathilde ausſprechen ſoll.

Ach! Du weißt nicht, wie das ganze Daſein einer Frau aufgeht in einer großen Liebe; Du weißt nicht, wie Alles davor verſinkt. Ich ſehe

mit Deinen Augen, ich empfinde durch Dich. Tugend, Pflicht, Ehre, alles Erhabene und Schöne, muß ich zurückführen können auf Dich, und so wenig die Welt ihre bisherige Gestalt behielte, wenn die Sonne, das belebende Licht, ihr entzogen würde, so wenig würde das Dasein noch Leben für mich heißen dürfen ohne Dich.

Glaube nicht, daß ich Dich damit zu meinen Gunsten bestechen wolle. Es soll Dir nur beweisen, mein theurer Freund! daß es unmöglich für mich ist, von einem andern Manne lebhaft beschäftigt zu werden, eine Neigung zu fühlen für einen Andern als für Dich.

Ich rechne mir das auch nicht als ein Verdienst an, ich danke nur dem Himmel, daß er Dich auf meinen Lebensweg schickte, daß wir uns fanden, und daß er mir das Glück einer ausschließlichen Liebe zu Theil werden ließ. Und dann, Bester! möchte ich Dich gern einsehen machen, wie weh Du mir thust, wenn Du an diesen

Grundpfeilern meines Daſein rüttelſt, wenn Du zweifelſt, wo ich in hoher Seligkeit fühle und in dieſer Seligkeit ſchwelge.

Denke meiner kindiſchen Eiferſucht nicht mehr. Du haſt Recht! die Seele iſt nicht unwandelbar. Wo iſt die Sicherheit hin, mit der ich Dich liebte, Dich beglücken zu können glaubte? Die ganze Ruhe meines Weſens, die Dir ſo werth war? Eine flammende, raſtloſe Leidenſchaft iſt an ihre Stelle getreten, die mich verzehrt und Dich peinigt. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr.

Ach, Edmund! liebe mich denn um der Erinnerung willen, liebe mich im Andenken an die Zeit, in der der Friede meiner Seele Dich erquickte. Habe Geduld, habe Nachſicht mit mir. Du liebſt das Vaterland, die Menſchheit, Dich intereſſirt die Wiſſenſchaft, Eure Männerherzen ſind weiter, umfaſſender, Euer Geiſt iſt ſtärker. Ich lebe nur noch in Dir, liebe mich denn, damit ich leben kann.

Unſere Abreiſe naht heran, und ich will, ehe

wir ſcheiden, eine Tour durch das Oberland machen. Da die Eltern beſorgt waren, mich allein gehen zu laſſen, wird Konrad mich begleiten. Sobald ich zurückgekehrt bin, in drei bis vier Tagen, ſchreibe ich Dir wieder.

17.

Konrad an Rudolf von Staufen.

Ich habe Tage des Glückes gelebt, wie ich nicht glaubte, daß ſie Erdgebornen beſchieden ſind. Ich will ſuchen, ſie auf dieſem Blatte feſtzuhalten, damit ich ſie in mir ewig wiederholen kann, wenn meine öde, düſtre Zukunft des Lichtes entbehren wird. Und doch bedarf es des Schreibens nicht, denn ich werde dieſe Tage niemals, niemals vergeſſen, ich wiederhole ſie nur in der Erinnerung, um mich ihrer aufs Neue zu erfreuen.

Mathilde! so muß ich den Engel wenigstens in diesen stummen Blättern nennen, weil mein Herz sie so ruft in den Augenblicken verzweifeltester Muthlosigkeit, in denen ich es fühle, daß ich das Ideal meines Lebens nur gefunden habe, um mich ewig rastlos danach zu sehnen, um es ewig zu entbehren. Vergebens sage ich mir dann, daß es genug ist, ein Ideal zu haben, zu wissen, daß es existirt, und zu ihm emporsehen zu können im Streben nach Vollendung — es tröstet, es beruhigt mich nicht mehr. Ich — — —

Aber ich wollte Dir erzählen, mein Rudolf! von meinem Glücke, nicht von meinem Schmerz. Mir selbst wollte ich es erzählen, damit ich daran glaube.

Mathilde war in großer Sorge gewesen um das Schicksal ihres Bräutigams; endlich erhielt sie Nachrichten, schrieb viel, weinte viel und ward dann ruhiger. Es ist schwer, sein Geliebtestes weinen zu sehen und nicht trösten zu können,

ſchwerer noch Thränen zu ſehen, die ein Weib, das man anbetet, um einen Anderen vergießt.

Am Abend, nachdem Mathilde ihre Briefe abgeſchickt hatte, wollte ſie wieder auf unſere Inſel gehen; ich ſchlug ihr vor, ſtatt deſſen einmal die Wieſenau zu beſuchen, die ſie noch nicht kannte. Sie willigte ein. Vor Unterſeen biegt der Weg bald zur linken Seite ab und zieht ſich in kleinen Windungen durch die Wieſen hin, in mäßiger Entfernung von den Ufern der Aar. Es hatte am Tage geregnet, ein feuchter Schmelz lag über dem großen Rugen, daß ſich glänzende Regenbogenfarben bildeten über dem Grün ſeiner Wälder. Ich dachte, ſo legt ſich farbenſchillernd und wie ein Phantom flüchtig, der kurze, goldene Traum des Glückes über mein Daſein, und als der Regenbogen ſich auflöſte, da war mir es ſchon, als nähme Mathilde Abſchied von mir, als zöge ſie von dannen.

Der Regen hatte ein paar Tage gedauert,

die Wege waren schlüpfrig geworden, Mathilde glitt mehrmals aus. Ich wagte es nicht, ihr meinen Arm anzubieten und machte mir deshalb Vorwürfe, diese Straße gewählt zu haben, als sie plötzlich sagte: »Konrad! ist es gegen den Schweizerbrauch, daß man einem Mädchen den Arm giebt, wenn sie jeden Augenblick ausgleitet auf Ihrem Schweizererdreich?«

Hatte ich erst es nicht gewagt, ihr den Arm zu bieten, so mußte ich jetzt, wo ihr Arm in dem meinen ruhte, alle Kraft meiner Seele zusammennehmen, daß ich sie nicht umschlang und an mich preßte. Ich konnte kein Wort sprechen. Mathilde erzählte von ihrem Bräutigam, von ihrer Heimath, von ihrer Sehnsucht, den Bräutigam wiederzusehen. — Ich verstand eigentlich Nichts von Allem was sie sagte; ich wollte auch Nichts hören, was die Seligkeit dieser Minuten stören konnte.

Endlich forderte ſie mich auf, ich ſolle ihr aus meiner Jugend erzählen. Ich that es. Ich ſagte ihr, wie der Vater, gleich als ich geboren war, durch einen falſchen Freund all das Seine verloren habe, wie ich aufgewachſen ſei in bitterer Noth bis in mein zehntes Jahr. Ich erzählte ihr, wie ich im Winter in großer Kälte ſehr weit bis in die Schule gegangen und dann heimgekehrt ſei in ein Zimmer, dem es an Feuer und Licht gefehlt habe, um die Lektionen zu lernen. Wie ich in den Freiſtunden Boten gelaufen ſei, und wie ich des Müllers Kinder gewartet hätte. Dann ſchilderte ich, wie nachher die Eltern wieder heraufgekommen ſind, wie ſie mich nach Thun in die Schule und dann nach Bern auf's Gymnaſium geſchickt haben. Daß ich Unterricht gegeben in Bern, ſchon von meinem vierzehnten Jahre ab, und daß ich durch die Vermittlung eines Profeſſors die Freitiſche in den Familien bekommen hätte, das Alles erzählte ich

ihr, Gutes und Böſes. Und der Engel hörte mir zu, hatte die Augen voller Thränen und ſagte immer: »Ach! Gott! das war wohl recht ſchwer, lieber Konrad? wenn ich Ihnen dafür doch recht viel Liebes thun könnte, wenn Ihnen doch künftig recht viel Gutes begegnete!«

Ach! das Schönſte, das Beſte, begegnete mir ja jetzt, da ſie ein Wort der Theilnahme für mich hatte, die Engelsmilde!

Und dann ſprachen wir von meiner Verlobung mit Marianne, von meinem Schmerz, ſie nicht mehr lieben zu können, und ſelbſt das tödtliche Wort des Grafen verſchwieg ich Mathilden nicht. Sie fuhr erſchrocken zuſammen, denn ſie mochte wohl ſehen, wie tief es mich getroffen hatte.

Wir waren gerade auf der Inſel angelangt, auf der die Ruinen der Wieſenau ſich befinden. Sie liegt am Ausfluß der Aar in den Thuner

See, am Fuße einer hohen Bergkette, die ſich vom Sulek nach dem Rieſen hinzieht. Raubritter haben die Burg in ferner Zeit gebaut, die Aar zu beherrſchen; jetzt liegt ſie in Trümmern Große Eichen und ſchlanke Birken wölben ſich über den Zinnen; Epheu und Farrenkräuter ſchlingen ſich durch die öden Fenſterhöhlen und haben das Portal faſt undurchdringlich gemacht. Ich führte Mathilde von der andern Seite hinauf zu einer kleinen Erhöhung, die der Schutt gebildet und das üppige Grün reich bedeckt hat. Sie war müde und wollte ein Wenig ruhen. Ich ſetzte mich zu ihren Füßen. Es war ſo ſtill um uns her, als wäre die Welt längſt nicht mehr von Menſchen bewohnt. Ganz leiſe rauſchte die Aar aus der Ferne; einzelne Grillen zirpten in unſerer Nähe und melancholiſch ſüß ſang ein Finkenpärchen ſein Abendlied. Die Zweige der Bäume neigten ſich bebend und flüſternd zu einander; Epheuranken und Farrenkräuter wiegten ſich langſam in dem

Gold der Abendsonne, das selbst in dem kleinen feuchten Kelch der Maaßliebchen wiederglänzte. Röthlicher Schein strahlte vom Riesen herüber und flammendes Gold in dem Gewölk zu unsern Häupten. Mathilde war wie von einer Glorie umwoben. Die Sonne war untergegangen, die stille, farbenmilde Ruhe der Dämmerung lagerte sich weich und duftig über die Natur.

Nach dem herben Schmerz, nach der Heftigkeit, mit der ich ihr die Nothwendigkeit meiner Trennung von Marianne, und das furchtbare Wort des Grafen erzählt hatte, war mir's, als sei meine Kraft gebrochen. Ein sanftes Gefühl von Auflösung, eine unaussprechliche Traumseligkeit kamen über mich, und ich hatte nur den Wunsch, in diesem Zustande süßen Glückes zu ihren Füßen zu ruhen fort und fort.

Mathildens Stimme erweckte mich aus dem Träumen. Sie gab mir die Hand und sagte: »Konrad! ich bin selbst Braut, ich weiß, wie man

ſeinen Bräutigam liebt, Sie dürfen Marianne nicht verlaſſen. Was kann das treue Kind dafür, daß Ihr Geſichtskreis weiter geworden iſt? Stellen Sie Marianne neben ſich, heben ſie ſie empor, dann wird ſie weiter ſehen; und vollends das Wort des Grafen iſt keiner Beachtung würdig. Giebt denn fremdes Urtheil uns unſern Werth?« —

»Nein! aber es beſtimmt unſere Stellung in der Welt! Sie ſelbſt erſchraken, Fräulein! als ich es Ihnen ſagte, weil Sie — — nun weil Sie ſelbſt in dieſem Augenblicke fühlten, daß ich keine paſſende Geſellſchaft für Sie ſei, und daß Sie beſſere haben könnten.«

»Können Sie mich ſo mißverſtehen?« ſagte ſie, »nun ſo muß ich Ihnen wohl den deutlichſten Beweis des Gegentheils geben. Ich will das Oberland beſuchen, wollen Sie mich auf der Tour begleiten? Ich nehme nur den Führer mit und wir verweilen bei Ihrer Braut. Wollen Sie das, Konrad? Meine Eltern werden am ruhig-

ſten ſein, wenn Sie mich unter Ihrem Schutze wiſſen.«

Ob ich es annahm! ob ich glückſelig war! Wie ein verwandelter Menſch ſchritt ich an ihrer Seite nach Hauſe. Alle Schmach, alles Gefühl von Kränkung war von mir genommen, ich lebte wieder; — ich lebte eigentlich zum erſtenmale!

Am Morgen wanderten wir fort. Mathilde trug ein dunkles Reiſekleid, faſt wie einen Reitrock gemacht, und einen kleinen Hut mit grünem Schleier. Sieh, Rudolf! auch das iſt ein Reiz, der unſern Oberländerinnen abgeht. Es langweilt mich, daß ich weiß, Marianne trägt immer den faltigen dunkeln Rock, die ſchwarze Schiebe mit den ſilbernen Hafteln, und die Halbärmel und das Collet von Sammet. Wenn ich Mathilde am Morgen erwarte und vor der Thüre ſtehe, da denke ich: wie wird ſie wohl gekleidet ſein? Und nun ſtelle ich mir ſie vor in jeder Kleidung, in der ich ſie ſah, und in jeder ſcheint ſie mir am

ſchönſten, und wenn ſie dann kommt, ſo kenne ich jedes einzelne Stück, das ſie trägt, und liebe jedes — und doch iſt es ganz anders als ich es erwartete, und ſchöner als ich es mir träumte, denn ihre himmliſche Anmuth iſt täglich neu. Wie Edmund, ihr Verlobter, glücklich ſein muß, ſie ewig ſich eigen zu wiſſen! Ich mag nicht daran denken!

Mathilde ritt ein Pferd meines Vaters; der Führer trug ihr leichtes Gepäck, ich ſchritt neben ihr her. Mein Gott, Rudolph! war das ein Glück!

Wie die Sonne funkelte im Lauterbrunnerthal, da hielt ich's nicht aus vor Seligkeit. Ich jubelte all meine fröhlichſten Lieder in die Luft, und Mathilde ſang mit, und auch Franz, der Führer, ſtimmte mit ein. In funkelnden Brillanten ſprang tauſendfarbig der Staubbach vom Felſen, und wenn die Waſſer herniederſchoſſen ſchäumend in Kraft und Fülle, wenn die Vögel ſangen und die Blu=

men dufteten, da war mir es, als ſei das Alles nur für ſie; als ſei ich der Herr dieſes Landes und als führe ich ſie ein, meine geliebte Königin in ihr Reich.

Als wir nun hoch und höher ſtiegen und es ſchon lange Nachmittag war, da kamen wir auf die Wengernalp und machten Halt.

Mathilde war ganz ſtill, denn ſie ſah dieſe Welt zum erſtenmale. Es war kein Fremder außer uns oben, ſie waren ſchon Alle hinabgezogen; wir ſtanden allein da! Vor uns die rieſigen Felswände in hoher Majeſtät aufgethürmt zum Rieſentempel, den ſich Gott gegründet hat. Eislagen zu unſeren Füßen unter der flammenden Alpenroſe. Mächtiges Schweigen überall! Funkelnd im Sonnenlicht lag der Schnee auf der Jungfrau, ein Adlerpaar kreiſte in weiten, kühnen Flügelſchlägen über uns hin. Plötzlich erhob ſich ein leiſer Ton, kaum vernehmbar, er wuchs und ſchwoll, er ward übermächtig bis zur Betäubung,

und mit donnerndem Schall stürzte sich die Lawine, fortgerissen von der eigenen Gewalt in den Abgrund, wo sie zerschmetterte. Ein Bild meiner Leidenschaft für Mathilde! rief es in mir.

Mathilde hatte die Hände gefaltet und sagte leise: »Ach! daß ich hier bin ohne ihn.«

Tausend Dolche bohrten ihre Spitzen in mein Herz! Sie denkt, sie lebt nur für ihn. Wie sie so da stand in all ihrer Schönheit, da zuckte der Gedanke in mir auf: »wie, wenn du sie fest in deine Arme nähmest, und deine Lippen an die ihren gepreßt, in flammender Seligkeit dich mit ihr hinabstürztest in die Tiefe, den Weg, den die Lawine dir gezeigt hat? Wer hindert dich, sie Edmund zu entreißen und dich im Tode mit ihr zu vermählen?«

Mir schauderte vor der Macht der Hölle in meiner Seele und schwindelnd wendete ich mich von dem Abgrund. Es war ein furchtbarer Augenblick!

Am Abend kamen wir im Grindelwalder Thale an, wir gingen zu der Tante. Mathilde verlangte gleich nach Marianne, und als sie kam, umarmte sie dieselbe und sagte: »Marianne ich bringe Ihnen Ihren Bräutigam und zwei Küsse von seiner Mutter und vom Gritli. —

Ich fiel Marianne um den Hals, ich weinte, ich war außer mir. Sie hielt's für Reue und — Gott verzeihe es mir — ich glaube, ich suchte ihre Lippen nur, weil sie Mathildens Mund berührt hatte. Ich habe die arme Marianne schwer getäuscht.

Zwei Tage sind wir oben geblieben. Wir haben mein künftiges Haus besehen und Mathilde hat, ganz Liebe und Güte für Marianne, mit ihr alle Einrichtungen besprochen, alle Klagen von ihr und der Tante über mich angehört und widerlegt. Sie hat Besserung für mich verheißen, und ich habe zu Allem Ja gesagt. Ich habe ehrlos gehandelt aus Liebe für Mathilde.

Sie hat nicht unter den Fremden eſſen wollen, ſondern für die Tante und Marianne, für ſich und mich im Saale decken laſſen, wir haben zuſammen geſpeiſt und ſie iſt ein Engel geweſen. Ich merkte ihre Abſicht wohl — aber was hilft das? Dadurch wird Marianne keine Mathilde und die Welt nicht anders!

Als wir am Morgen des dritten Tages ſchieden, hat ſie Mariannen einen Ring geſchenkt und geſagt: »den gieb dem Konrad zum Andenken an mich, an Eurem Hochzeitstag, nicht eher.« Es iſt, als ahnte ſie die Macht, die ſie über mich ausübt.

Darauf ſind wir hinabgezogen durch das Roſenlauithal am Fuße der Gletſcher hin. Da erſt iſt meine Seele wieder frei geworden. Im Grindelwald, gebannt durch Mathildens Willen, habe ich ſehr gelitten. Mußte ſie ſich denn neben Marianne ſtellen, um mich den Abſtand noch deutlicher empfinden zu laſſen? Weiß ſie denn nicht,

daß ich ihr gehorchen muß, und wenn es das Glück meines Lebens koſtete? Daß ich keine Vergangenheit habe, keine Zukunft begreife ohne ſie, und daß ich mich mit der Todesangſt an jede Stunde der Gegenwart klammere, mit der ein Ertrinkender ſich an der letzten Planke hält, die ihn vom Untergange, von der Vernichtung trennt?

Sieh, Rudolf! als ich ſo allein mit ihr dahinzog durch das Roſenlauithal, und die großen, grünen Bäume uns beſchatteten, die von den Felſen herabſehen, da war ich am glücklichſten. Tauſend ſchöne Träume wiegten ſich in meiner Seele; bald ſchien ich mir einer der Jünglinge des alten Teſtamentes, der die Braut heimführt unter ſein väterliches Dach; bald einer der Männer Homer's, der die erbeutete Fürſtentochter in ſeine Hallen geleitet, oder ein Knappe, welcher der angebeteten Herrin auf Steg und Wegen folgt und ihr zu eigen iſt ſein lebenlang. Wenn ich ſie herabheben durfte von ihrem Pferde, wenn die

wundervolle Geſtalt in meinen Armen ſchwebte; wenn ich ihren kleinen Fuß in meiner Hand hielt, ſie in den Sattel zu ſchwingen, oder ihr Arm ſich auf den meinen ſtützte, wo es ſteile Bergabhänge hinunterging! O, daß ich dieſe Wonneſchauer ertragen habe, ohne vor ihr niederzuſtürzen, das freuet mich noch, denn es zeigt mehr Kraft, als ich zu beſitzen meinte.

Und alle Welt fragte mich, wer ſie wäre? Der Wirth im Roſenlaui ſagte: »Gelt, Konrad! wie kommſt denn Du zu dem ſchmuckſten Maidli, das dies Jahr noch unter mein Dach getreten iſt?« —

Ja! gewiß ſie iſt die Schönſte von Allen; jedes Kind, jeder Greis wird froh, wenn ſie mit ihm ſpricht. Es iſt, als wäre ſie der Sonnenſchein, der Alles neu belebt.

An den Reichenbachfällen hinab ging es nach Meiringen, wo wir die Nacht zubringen ſollten. Wie ſtill das in der Ebene liegt! Ich wäre gern

recht lange geblieben, recht lange dort! Denn schon der nächste Morgen mußte meinem Glücke ein Ende machen. Ich konnte mich nicht mehr freuen an dem Frieden des Thales, nicht an dem schönen Grün der Wiesen. Ich konnte nicht mehr träumen, der Morgen des Erwachens tagte schon.

Zum letztenmale frühstückten wir zusammen allein. Wie reizend war sie in häuslicher Verrichtung, wie ganz anders als alle Frauen, die ich je gesehen habe. Du weißt's, ob ich ihr dienstbar bin, ob ich nicht mein Leben für sie gäbe und Sklavendienste übernähme für sie; und doch, doch war mir's eine Wonne, wenn sie in freundlicher Geschäftigkeit für mich sorgte, mir reichte bei den Mahlzeiten, was ich bedurfte, und an das dachte, was mir fehlen konnte. Es erhob mich in meinen eignen Augen, und es war so süß.

Am Morgen auf dem Dampfschiff trafen wir mit Personen zusammen, die sie kannte. Sie

ſtellte mich ihnen vor, man ſprach ein paar Worte mit mir, dann hatte man mich vergeſſen. Mathilde war mir verloren, ſie gehörte der Geſellſchaft an.

Nun ſind wir hier und neue Räthſel, neue Fragen thürmen ſich vor mir auf. Mathilde hat mich zu einer Unwahrheit gegen Marianne verleitet. Marianne glaubt wieder an mich — und ich liebe Mathilde! ich werde ſie ewig lieben. Muß ich das nicht Mariannen ſagen? Wenn es dann aber zur Erklärung kommt, wenn die Eltern erfahren, daß es zu Ende ſei zwiſchen Marianne und mir, wenn Mathilde es erfährt, was wird ſie denken? welchen Grund ſoll ich ihr ſagen?

Lügen kann ich Mathilde gegenüber nicht, nur ſchweigen kann ich, und wüßte ſie, daß ich ſie liebe, was dann? —

Sie iſt die Güte ſelbſt für mich und für die Meinen. Sie ſpricht davon, wie ſchön der Wirkungskreis eines gebildeten Mannes, eines tüch-

tigen Arztes hier in der Stille des Landlebens ſei; wie ſegensreich Marianne walten könne, wenn ich ſie geiſtig zu entwickeln ſtrebte. Und dazu lachte neulich der Graf, in deſſen Gegenwart Mathilde ihre Güte verdoppelte, und meinte: »Um Gotteswillen, junger Mann! bringen Sie nur nicht Fräulein Mathildens Philanthropie unter die Bauern. Kuriren Sie mit Pillen und Latwergen und verdienen Sie ſich Geld, im Uebrigen laſſen Sie es ruhig beim guten Alten. Ein gebildeter Bauer iſt das Entſetzlichſte von der Welt.«

»Ich finde Sie nicht ſo entſetzlich,« ſagte Mathilde ſcherzend zu mir, »und mich dünkt, Sie ſind recht ſtolz darauf, ein freier, ſchweizer Bauernſohn zu ſein.«

Wie ſchämte ich mich vor ihr, daß ich nicht ehrlich ja zu ſagen vermochte.

Dieſe Liebe, die mein höchſtes Glück iſt, wie hat ſie mich verwandelt! Freiheit, Gleichheit, Alles, wofür wir geſchwärmt in kühnen Träumen,

ich gäbe es hin, wenn ich jetzt der Diener eines Fürſten, reich und vornehm ſein könnte, wie der Graf. Und was gewönne ich damit, da ſie Edmund's Braut iſt und den Grafen mißachtet wie ich?

Lebe wohl, mein Freund! Denke nicht geringer von mir, weil mir die Liebe zu Mathilde der Mittelpunkt der Welt geworden iſt.

18.

Edmund an Mathilde.

Deine beiden letzten Briefe liegen vor mir, liebe Mathilde! und ich überlege eben, daß man eigentlich gar nicht schreiben müßte, weil durch den todten Buchstaben so tausendfaches Mißverstehen erzeugt wird, während man im Grunde so gar wenig damit erreicht.

Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, was Du mir bist, was ich für Dich empfinde. Es wäre schlimm, wenn Du darüber noch den geringsten Zweifel hegtest, nachdem Du Dein Leben

mir geweiht haſt. Ich habe das Opfer angenommen und Deine Jugend an mein Loos gekettet. Glaube mir, ich bedarf in mir des Bewußtſeins, wie innig ich Dich liebe, um mich darüber vollkommen zu beruhigen, daß ich es gethan habe.

Als ich Dich kennen lernte, warſt Du zwanzig Jahre alt und ein Beſitz, nach dem nur die bevorzugteſten Männer ihr Auge zu erheben wagten. Du konnteſt wählen unter den ausgezeichnetſten Männern des Landes, jeder Tag konnte Dir mit dem Verlobungsringe die Anwartſchaft bringen, ein doppelt glückliches Daſein zu beginnen in glücklicher Ehe.

Statt deſſen begegnete ich Dir. Mein väterliches Erbe hatte nur ausgereicht, mir die Mittel für meine Ausbildung zu geben; ich hatte Dir nichts zu bieten als mich ſelbſt und die tiefſte Liebe meines Herzens; keine Ausſicht als die,

mir eine Stelle zu erringen für angemeſſene Wirkſamkeit nach meinem Sinne.

Dennoch ſtellte ich mich dreiſt den Bewerbern zur Seite, die ſich Dir damals näherten; die wahre Hingebung eines Mannes an die Liebe verdient ſich ein edles Weib. Ich fühlte mit freudigem Stolze, daß ich es werth war, Dich zu beſitzen, ich warb mit Zuverſicht um Dich, und ich weiß, hätten wir uns damals gleich verbinden können, wir wären, gleichmäßig uns nebeneinander und durcheinander entwickelnd, die glücklichſten Menſchen geworden. Wir werden es auch jetzt noch werden.

Leider wurden wir getrennt und — laß es mich offen ausſprechen, was mich ſo tief betrübt — Du biſt krank geworden an dieſer Trennung. Ich muß es Dir ſagen, weil Du geneſen ſollſt.

Ich kniee nicht vor Dir, während ich dies denke, ſondern ich ſchließe Dich in meine Arme, ich drücke Dich feſt an meine Bruſt, ich möchte

Dich erſtarken mit aller Kraft meines Weſens, um Deinen Nerven die unnatürliche Spannung zu nehmen, um Deinen Geiſt zu beruhigen. Du mußt zurückkommen von einer krankhaften Ekſtaſe, die jenſeits der Gränzen des Wahren liegt, in die heilige Beſchränkung der Wirklichkeit, in der allein die höchſte Schönheit und die Wahrheit ruhen.

Du haſt Dir in einer Sehnſucht nach unſerer Vereinigung, die ich in tiefſter Seele mit Dir theile, aus der Liebe einen Götzendienſt gemacht. Du haſt Dir ſtatt des Geliebten, der ein Menſch iſt mit menſchlichen Neigungen, Leidenſchaften und Mängeln, einen Gott geſchaffen, einen Helios, in deſſen flammender Umarmung Du Dein Daſein hinſchmelzen läßt, in Momenten unirdiſchen Glückes. Mathilde! das iſt eine gefährliche Verirrung, der ein langes, ſchmerzliches Leben folgen könnte.

Ich bin nicht kalt, ich fühle ſo lebhaft als

irgend ein Mann. Ich liebe Dich, ich liebe alles Große und Gute, aber ich liebe es mit menſchlicher Kraft, mit Ruhe, mit dem Bewußtſein, daß allem Irdiſchen die Mängel der Erde anhaften, daß die höchſten Gipfel des Daſeins nicht immer erreichbar ſind, und daß man ſich in ſchwindelnder Höhe nur für Augenblicke zu erhalten vermag.

Das Unmögliche wollen, macht ungerecht gegen das Mögliche, das uns erreichbar iſt. Wenn Du in mir das ganze Daſein zuſammenfaßt, wenn Du in mir ein Ideal ſiehſt, das Du ſelbſt geſchaffen haſt, ſo wird Dir die vollſte Liebe meines Herzens nie genügen können, wenn uns endlich ein dauerndes Beiſammen zu Theil wird.

Du biſt eine ganz poetiſche Natur, und es iſt beſonders den Frauen eigen, welchen hohe geiſtige Begabung zu Theil ward, ſich ein erträumtes Glück zu ſchaffen, das nicht vorhalten kann im Leben. Darum werden gerade die am reich-

ſten ausgeſtatteten Frauen ſo häufig unglücklich; und Dich, meine geliebte Mathilde! unglücklich an meiner Seite zu ſehen, das wäre mir ein tiefer unerträglicher Schmerz.

Eine Liebe, wie Du ſie für mich hegſt, wie Du ſie mir ausſprichſt, macht mir das Leben nach meiner Weiſe unmöglich. Du ſagſt, Dein Daſein verſinke in's Nichts, ohne mich. — Mathilde! wie ſoll ich Muth und Kraft behalten, mein Leben im Nothfalle einem großen Zwecke zu opfern, wenn Du nicht fühlſt, daß das Daſein eines Mannes dem Vaterlande, der Welt gehört; daß er nicht allein für ſein Glück und das Glück ſeiner Geliebten, daß er auch für die heiligen Intereſſen lebt, um die unſere Zeit den ruhmvollen Kampf kämpft?

Haſt Du ganz jene Tage vergeſſen, die unſerer letzten Erhebung vorangingen? In denen Deine Seele glühte für die Befreiung meines Vaterlandes, in denen Du mich doppelt liebteſt,

in dem Bewußtſein des nahen, gefahrvollen Kampfes, und doch muthig wie ein Mann ihm entgegenſaheſt? Haſt Du es vergeſſen, daß Du mir damals in heiliger Stunde gelobteſt, wenn ich fallen ſollte in dem Kampfe, friſch und freudig weiter zu leben in meinem Sinne, immerfort das Rechte und das Schöne übend, ſo weit es in der Macht eines Weibes liegt?

Das Schöne, das Rechte lieben um meinetwillen, um eines Menſchen willen, das iſt ein Unrecht an der Göttlichkeit des Schönen und des Guten.

Die Liebe ſoll allen unſern Fähigkeiten die letzte, höchſte Entwicklung geben, ſie ſoll uns empfänglicher machen, weicher, williger in Anerkennung des Wahren und Erhabenen in der Natur, in anderen Menſchen. Dich wird ſie ungerecht und eigenſüchtig machen, wenn Du in der Selbſttäuſchung beharrſt, die Dich gefangen hält.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß ich Dich liebe! und doch kenne ich Frauen, die ich ſchöner

finde als Dich. Ich kann mir denken, daß eine andere Frau durch den Reiz, den unwillkürlich das Schöne, das Neue auf uns üben, mir ein lebhaftes, tiefes Intereſſe einflößte, ohne daß ich Dich deshalb weniger liebte.

Es könnten Zeiten kommen, das weißt Du ſelbſt, in denen mich die Verhältniſſe der Außenwelt ausſchließlich beſchäftigten, in denen alle meine perſönlichen Intereſſen davor verſinken müßten, in denen mir keine Zeit bliebe für meine Liebe. Glaubſt Du, daß Du mir dann weniger theuer ſein würdeſt? Glaubſt Du nicht, daß ich nach der Trennung, nach der Entbehrung mit doppeltem Entzücken wiederkehren würde in Deine Arme?

Wahre Liebe iſt mittheilſam wie das Licht! Die Liebe, welche auf den Einklang der Seelen, auf inneres Verſtändniß begründet und allerdings ſelten iſt, fürchtet keine Störung durch äußere Verhältniſſe. Sie kennt nicht Eiferſucht, nicht kleinliche Mißgunſt, nicht Zweifel oder Selbſt-

ſucht. Nur wenn der innere Einklang unſerer Herzen geſtört würde, hätten wir jemals Trennung zu fürchten; und wenn Du außer der Wirklichkeit in Idealen ſchwärmſt, dann allein, meine gute Mathilde! verlieren wir uns, denn dahin kann ich Dir nicht folgen.

Um Dich mir zu erhalten, um mit Dir glücklich zu ſein und um Dich glücklich zu wiſſen, beſchwöre ich Dich, zügle den Flug Deiner Phantaſie. Täuſche Dich nicht abſichtlich über die menſchliche Natur, über die Kraft unſerer Seele.

Vollendet, unbegrenzt, ewig iſt nur das All, der Geiſt, der das All durchſtrömt. Wir und jeder Theil des Erſchaffenen ſind unvollkommen, begrenzt in unſern Fähigkeiten, wandelbar in unſerm ganzen Weſen und endlich in unſerm Daſein. Wir verlieren die Kraft, die wir beſitzen, wenn wir das Unerreichbare erſtreben. Körper und Seele gehen dabei zu Grunde, und wenn Du Dich nicht gewaltſam begrenzen lernſt, wird

aus dem kräftigen, geistig gesunden Mädchen, das ich so tief liebe, das mir die schönste Blüthe gesunder Weiblichkeit erschien, ein schwächlich, schwärmendes Geschöpf werden, dem meine feste, ehrliche Liebe nicht genügen kann.

Wie soll ich es denn wagen, meiner Hausfrau von den täglichen Erlebnissen, von den kleinlichen Sorgen des Erwerbes zu sprechen, wenn sie ihren Mann für einen Halbgott, für ein Wesen höherer Art zu halten verlangt? —

Denke nur, Mathilde! wenn ich endlich frei sein werde, werde ich ein schlichter Landwirth sein, eifrig besorgt, ein Stück Erde, so gut als möglich, für uns gemeinsam zu verwehrten. Ich werde säen und ernten, Plage und Sorge mancher Art haben. Regen und Sonnenschein werden mich beunruhigen, politische und sociale Interessen mich beschäftigen und mich noch oft genug bekümmern. Dann werde ich nach durcharbeitetem Tage müde und stumpf sein wie jeder Andere.

Dann, Mathilde! werde ich von Dir geiſtige Stärkung begehren, und heimkehrend ſehnſüchtig umherblicken, ob mein theures Weib nicht kommt, deſſen Liebe ihr ein ewig neuer Quell des geiſtigen Lebens wird, aus dem ſie ſchöpft, mich zu erquicken?

Es iſt Euer ſchönes Vorrecht, daß der Drang des materiellen Lebens Euch weniger beengt, daß Ihr, weniger angetaſtet und berührt vom Niedrigen, Euch geiſtig friſcher erhalten könnt als wir. Ihr ſeid, je ferner allen Gedanken mißverſtandener Emancipation, der Jugendbrunnen, aus dem wir, ermüdet, ein neues Leben ſchöpfen. Ihr repräſentirt für den arbeitenden Mann ein ideales Daſein.

Wie oft male ich mir in meinen trübſten Stunden Bilder unſeres häuslichen Glückes, um mich zu erheitern. Dein Lächeln, Mathilde! iſt dann der Sonnenſchein, der alle Sorgen verſcheucht; Deine Arme das Aſyl, in

das ich mich flüchte vor dem Druck des Lebens. In Deinen Augen Glück und Zufriedenheit zu leſen, das ſoll mir Kraft geben, das Schwerſte zu ertragen: Dich glücklich zu machen, will ich ehrlich ſtreben, mit vollem Bewußtſein des Glückes, das darin liegt.

Aber Du, Geliebte! Du Weib meines Herzens! Du mußt Dir genügen laſſen mit irdiſchem, wandelbarem, ſchmerzdurchwebtem Glücke; mit jener Liebe, wie ich ſie zu bieten und zu fühlen vermag. Kannſt Du das nicht, wonach ſoll ich dann ſtreben für Dich?

Ich weiß nicht, ob ich Dir mit dieſem Briefe wehe thue. Bei Gott! ich will es nicht; aber dem Kranken iſt auch die vorſichtigſte Berührung ſeiner Wunde ſchmerzlich. Die ſorgliche Hand der Liebe wird unſicher bei dem Gedanken, und erhöht durch ihr leiſes Beben nur den Schmerz des Leidenden. Vergieb mir jedes Wort, das Dich verletzt. Seit Wochen, ſeit Monaten fühlte

ich die Nothwendigkeit, Dir dies zu ſagen; ich zögerte, weil ich fürchtete, Du würdeſt mich kalt, proſaiſch und gefühllos finden. Thue es nicht, Mathilde! Redlicher, tiefer als ich liebt kein Mann ſeine Braut, ſehnſüchtiger als ich verlangt kein Bräutigam nach dem Beſitze ſeines Weibes.

Der ganze Nachmittag iſt hingegangen mit dem Schreiben dieſes Briefes. Der Abend bricht herein, die Tage werden ſchon merklich kürzer, der Herbſt wird ſchneller da ſein als wir denken. Dieſe Zeit hat für mich immer etwas Trauriges, die Trübe und Armuth des Nordens erſcheinen im Herbſte am empfindlichſten. Es iſt wie mit dem Leben der Menſchen; nur reiche Naturen bleiben ſchön auch über die Sommerhöhe hinaus durch jeden Wechſel des Alters.

Die Felder ſollen zum Theile ſchon gemäht ſein. Mich dünkt, es liege bereits ein kälterer Ton in der Luft. Die Blätter der Bäume, die ich aus der Ferne ſehe, haben nicht mehr die

glänzende Friſche, und doch ſind wir kaum in der erſten Hälfte des Auguſts.

Ich bewohne noch immer das Krankenzimmer, da meine Augen wirklich noch angegriffen ſind. Uebermorgen werde ich es verlaſſen, und mich lebhaft zurückſehnen nach der Ausſicht, die mich trotz ihrer Dürftigkeit erquickte. Die welligen Sandhügel mit ihrem ſpärlichen Raſen, die Gruppe großer Bäume auf dem einen derſelben, die Dächer und Kuppeln der fernen Stadt ſind mir lieb geworden. Oft ſah ich die Vögel hinziehen, ſich niederlaſſen in den Bäumen und aufflattern aus dem Laub, und freute mich ihrer Freiheit. Zuweilen ſchwebte ein fliegender Drache thurmhoch an meinem Geſichtskreis vorüber, mich an die Knabenzeit zu mahnen, oder es verirrten ſich welke Blätter durch das Gitter des Fenſters zu mir herein, die der Wind weit ab getrieben hatte von dem väterlichen Stamme. Ich fühlte

hier doch wieder den Zuſammenhang mit der Natur, mit andern Weſen.

Du wirſt nun auch ſchon heimgekehrt ſein von der Alpenreiſe und Ihr werdet Interlacken vielleicht verlaſſen haben, wenn mein Brief Dir zukommt. Wie glücklich iſt Konrad, daß er Dich begleiten, Dir dieſe Wunderwelt hat zeigen können; ſo gern wäre ich an ſeiner Stelle geweſen, daß ich wenigſtens wünſche, er verſtehe das Glück zu ſchätzen, das er ſtatt meiner genoſſen hat.

Und nun lebe wohl, Du theures, geliebtes Weſen! Die ganze Fülle meiner Liebe iſt mit Dir.

19.

Marianne an Konrad.

Grindelwald.

Nun ſind's ſchon faſt vierzehn Tage her, lieber Konrad, daß Du mit dem Fräulein bei uns warſt und wieder kommen wollteſt. Du biſt aber nicht gekommen; Du biſt auch nicht nach Bern auf die Univerſität zurückgegangen, wie mir das Gritli geſagt hat, als es vorigen Sonnabend heraufgekommen iſt.

Ich weiß, weshalb Du zu Hauſe bleibſt, weshalb Du nicht heraufkommſt, und laſſe es mir nicht ausreden vom Gritli. Du wirſt Dich

ſo unglücklich machen, wie Du mich machſt, und wenn ich werde auf der Bahre liegen, da wird's Dir leid genug thun und wird zu ſpät ſein.

Ich wollte Dir's ja gern verzeihen, denn ſie iſt ein ſchöner, frommer Engel! aber ſie iſt ja Braut, und wenn Du Dich vor Liebe zu ihr verzehrſt, Du kannſt ſie niemals haben. Konrad! was ſoll's denn eigentlich nun werden?

Ich könnte den ganzen, langen Tag weinen um Dich, weil Du mir gar ſo leid thuſt; weil ich weiß, wie's iſt, wenn man Einen liebt, den es nicht rührt. Aber auch um mich möcht' ich weinen, wenn's nur die Mutter nicht ſähe. Sie ſchilt auf Dich, daß Du ihr einzig Kind unglücklich machſt, und will ihre Hand von Dir abziehen. Aber deshalb ſorge nur nicht, es ſoll Dir Nichts fehlen, ich ſchaffe Dir es ſchon von dem Meinen. Ich ſchicke es Dir durch's Gritli.

Denn bis die kommt, iſt ſchon das Fräulein fort und Du gehſt nach Bern. Ach Gott! wenn

Du doch wieder an mich dächteſt; wenn ich nur werden könnte wie ſie. Konrad! kannſt Du denn kein Mädchen mehr lieben künftig, das nicht iſt wie ſie? Ja! dann muß ich verzweifeln.

Du antworteſt auch nicht auf meine Briefe, Konrad! das iſt ſchlecht von Dir. Sag mir's ehrlich, daß Du mich nicht mehr liebſt, denn ſonſt glaube ich es nicht. Es ſoll ja ein Herz des andern Spiegel ſein und Du biſt feſt in dem meinen, wie kannſt Du mich denn vergeſſen haben?

Schreib Du der Mutter, wenn Du noch an mich denkſt, daß eine Doktors Frau was lernen muß und daß ſie mich ſolle nach Bern geben, damit ich Lehrer haben kann. Ich will ſo fleißig ſein, Dir Freude zu machen, wenn Du mir nur helfen willſt. Willſt Du's Konrad? Ich möchte ja nicht, daß Du Dich meiner ſchämteſt, wenn Du denn doch noch an mich denkſt.

Ich hoff' es noch immer. Das Gritli tröſtet auch, ſie denkt, es wird Alles gut, wenn das Fräulein nur erſt fort iſt. Was meinſt Du, Konrad? Wird's noch gut?

Schreibe bald, gleich morgen, dann kann das Gritli nächſte Woche Dir die Antwort mitbringen, wenn meine Mutter ſie hinabſchickt. Wir haben nun Ruhe, es kommen nicht viele Fremden mehr. Wenn Du hinaufkämeſt, jetzt hätte ich ſchon mehr Zeit als im Sommer. Komm doch, lieber Konrad! bis zu den Oſtern iſt's nachher ſo lang. Auf Wiederſehen. Ich liebe Dich ewig, wie eine treue Braut nur kann.

Es iſt ein Haus zu verkaufen, im Meytringer Thal. Der Wirth in Eltersnau iſt geſtorben. Die Mutter kauft's vielleicht. Sie wird morgen hinabfahren, und bleibt ein Paar Tage fort. Wenn Du jetzt doch kämeſt, Konrad!

20.

Mathilde an Edmund.

Interlacken.

Mitten in den Vorbereitungen für die Abreiſe traf mich Dein letzter Brief, deſſen Liebe und tiefe Wahrheit ich nicht verkenne, mein theurer Edmund!

Du haſt es gut gemeint, Du mußteſt es mir ſagen, damit ich endlich mir ſelbſt klar würde. Dieſe Klarheit macht mich indeſſen niedergeſchlagen und traurig, lieber Edmund! Mein Haupt ſinkt zur Erde nieder, wie eine arme Pflanze, welcher man die Stütze entzieht, an der ſie ſich

emporrankte. Ich fühle es wohl, ich bin zu ſchwach, Dir in die Regionen zu folgen, in denen Du lebſt. Aber wohin ſoll ich mich wenden? wie ſoll ich denn künftig leben? woran mich halten?

Ich kann nicht, wie Du, ruhen in mir ſelbſt. In dem ewig werdenden und vergehenden All verliere ich mich, die Maſſe des Geſchaffenen macht mir bange.

Früher wendeten ſich meine Blicke ſehnſüchtig zu dem perſönlichen Gotte empor, der in ſeiner Allgüte ein Auge hatte auch für das Geringſte ſeiner Geſchöpfe, der auch über mir wachte und mir kein Leid wiederfahren ließ, das mir nicht heilſam war. Ich betete zum Heilande, zu dem menſchgewordenen Geiſte, der meinem geiſtigen Erfaſſen noch näher ſtand als der allmächtige Gott. Wenn mein Herz blutete, ſah ich die Blutstropfen auf der Stirne des Gottſohnes; wenn ich muthlos verzagend zuſammenbrach,

blickte ich auf ihn, der erlag unter der Laſt des Kreuzes, und mit Chriſtus flehete ich: »Herr iſt es möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber.«

Starb mir ein Weſen, das ich liebte, ſo glaubte ich es wieder zu finden im Jenſeits; ich wußte es glücklicher als mich ſelbſt in jenen reinen Sphären, und ich ſtrebte gut zu ſein, um ebenfalls dort einzugehen, um den verſtorbenen Geliebten wieder zu begegnen. Ich war ſehr glücklich in jener Ueberzeugung.

Ich lebte damals ein begrenztes Daſein. Meine Seele kannte die Kräfte und Wünſche nicht, die in ihr ſchlummerten; ich kannte die ſonnenbeleuchteten Gipfel des Lebens nicht, und war ruhig in dem wohlthuenden Dämmerlicht der kleinen, friedlichen Thäler, in denen Blumen blühten um ſtille, chriſtliche Kirchen.

Aus dieſem Aſyl haſt Du mich mit ſtarken Armen entführt. Du haſt mich hinaufgetragen

zu einer Höhe des Gedankens, von der man mit einem Blicke das All überſehen ſollte. Mein Auge ſchloß ſich entſetzt, geblendet, vor dem flammenden Lichte neuer Erkenntniß; meine Sinne verwirrten ſich.

Wie das Spielzeug des Kindes, an das der Erwachſene liebend denkt, weil es ihn einſt befriedigt und entzückt hat, lag das ſtille Eden meines Glaubens hinter mir. Götzendienſt nanntest Du die ſchönen Bilder, in denen man mir unſer Weſen, die Welt, unſer Ringen nach ſittlicher Veredlung erklärt hatte. Mit feſter Hand ſtürzteſt Du die Altäre um, vor denen ich bis dahin gebetet und gekniet hatte; mit dem hellen Blitz Deines Verſtandes zerſtörteſt Du die Welt meines Glaubens.

Ohne irdiſches Bild ſollte ich den Geiſt anbeten im Geiſte; ohne Lohn das Recht thun, um des Rechten willen. Du ſtellteſt mich allein, unbeſchützt, dem Allgeiſte gegenüber, Du verwieſeſt

mich aus den Vaterarmen der Allgüte an das kalte Geſetz eiſerner Nothwendigkeit. Alles, Alles, was ich geglaubt in kindlicher Verehrung, nahmſt Du mir — und verzweifelnd fand ich mich verloren in einer Unendlichkeit, die mir furchtbar erſchien, aus dem Dein Bild allein mir wohlthuend hervorſtrahlte.

Dein Bild! Deine Liebe! Dein Geiſt! Du ſelbſt! Das Ideal meiner nach dem Höchſten ſtrebenden Seele.

Ich ſah Dich ſicher, ruhig, frei und ſelbſtbewußt. In Liebe aufgelöſt, warf ich mich an Deine Bruſt, und Du hielteſt mich feſt in Deinen Armen. Das war ein neuer Halt, eine neue, ſchönere Zuflucht.

Ich kniete nicht mehr vor einem unſichtbaren Gotte, ich warf mich und mein ganzes Sein Dir zu Füßen. Mir graute nicht mehr vor der kalten Unendlichkeit, denn Du lebteſt in ihr; Du

warſt da, mich zu halten, wenn der Schwindel mich erfaßte über der ſchaurigen Tiefe.

Deine Liebe war die Sonne, die alle Nebel des Zweifels in mir niederkämpfte. Ich verlangte nach keiner Offenbarung, nach keinem Glauben, nach keiner Ewigkeit mehr. Mein Weſen ruhte in Dir; ich glaubte an Dich, und war jeden Augenblick bereit, mit Dir mich in das All zu verlieren, ſo lange Deine Arme mich hielten, Dein Geiſt mich mit ſich emportrug.

Aber was ſoll ich denn werden, ohne den Glauben an Gott, ohne den Troſt einer perſönlichen Unſterblichkeit, ohne Ausſicht auf ein glücklicheres Jenſeits, in dem ich entſchädigt werde für die Schmerzen des Lebens, wenn Du mich verläßt.

Edmund! Du haſt mir den Glauben an die geoffenbarte Religion, den Troſt genommen, den ſie giebt; laß mir den Glauben an Dich, denn ohne dieſen muß ich verzweifeln. Sterben möchte

ich, lieber heute, lieber in dieſem Augenblick, als leben ohne den Glauben an Dich, an Deine höchſte Liebe.

Ich leide ſo unausſprechlich, daß ich es Dir nicht verbergen kann, noch mag. Ich fühle es, daß eine ſo ſchwache, unſelbſtſtändige Natur wie die meine Dir nicht genügen kann, daß Du Dir ſelbſt genug biſt. Ich begreife, daß ein Herz wie Deines, ein Herz, das in ſich die Menſchheit liebend umfaßt, ſich nicht verſchwenden darf an das kleine Leben eines liebebedürftigen Mädchens.

Aber was ſoll ich denn auf der Welt? was ſoll ich in dem kalten, unendlichen, troſtloſen All, wenn das eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit Dein Herz von dem meinen trennt und wir, in Atome zerſtäubt, uns niemals perſönlich wiederfinden können im Jenſeits?

Da ich keine Zukunft nach dem Leben habe, ſo mache mich hier glücklich durch Deine Liebe,

durch Deine ausſchließliche Hingebung. Du haſt mir meinen Gott, meinen Heiland genommen, gieb Dich mir dafür ganz und ungetheilt, wenn Du nicht willſt, daß ich mein Leben ende, aus Ueberdruß an der Leerheit des Daſeins.

Ich konnte Unglück ertragen, als ich noch auf eine jenſeitige Ausgleichung hoffte. Jetzt, da ich Nichts habe, als die kurze Spanne Zeit, die man das Leben nennt, jetzt will ich nicht unglücklich ſein, jetzt will ich nicht leiden. Ich will genießen und glücklich ſein.

Mache mich glücklich, Edmund! wie ich es war in den erſten Tagen unſeres Begegnens, als Du mich liebteſt, als ich Dir die ganze Welt Deiner Wünſche erſetzte, oder wundre Dich nicht, wenn ich nicht zu leben vermag.

21.

Konrad an Rudolf.

Es iſt Nacht, lieber Rudolf! und ich ſchreibe Dir, um meine Gedanken zuſammen zu halten, daß ſie nicht irre werden und ſich zerſplittern in Wahnſinn.

Mathilde iſt unglücklich! ſie hat es mir ſelbſt geſtanden. Sie iſt unglücklich durch Zweifel an Edmund, ſie glaubt, er liebe ſie nicht. — Iſt denn das möglich! und wenn es wäre? Wenn er — O! es iſt unmöglich!

Das war ein furchtbarer, angſtbeklommener

Tag, die Stunden bis zum Morgen werden dies Gefühl nur steigern.

Die Koffer wurden gepackt, das Haus war voll Unruhe, mich trieb es umher wie einen verdammten Geist, durch Treppen und Flur, ob ich Mathilde nicht erblicken könnte. Sie reisen morgen. Wie gleichgültig sieht solch ein Todesurtheil aus, wenn es so dasteht schwarz auf weiß, und was birgt es für Qualen!

Ich sah Mathilde nicht, wagte nicht zu ihr zu gehen, weil mein ganzer Muth gebrochen war, weil ich fürchtete, mit einem Jammerruf zu ihren Füßen zu sinken, sobald ich bei ihr wäre, sie zu umklammern und nicht mehr zu lassen. Streckt doch das machtlose Kind die Händchen aus, das Liebste zu halten, wenn man es ihm entreißen will! und ich muß dastehen starr und stumm, und sie werden sie mir entführen, wenn der Morgen graut. Daß die Sonne nie wiederkehrte, daß ich den Tag nicht sähe!

Am Mittag kam der Graf, wie täglich in den letzten Wochen. Er ſtand mit Mathilde an ihrem Fenſter, ſie ſprachen eifrig, dann traten ſie vom Fenſter zurück, und bald darauf verließ der Graf das Haus. Mathildens Vater begleitete ihn, ich ſah es Beiden an, daß eine Entſcheidung ſtattgefunden hatte.

Meine Mutter kam aus den Zimmern der Damen, ſie ſagte, es gäbe Streit, Mathilde weine ſehr. Es litt mich nicht im Hauſe, ich lief in's Freie. Der Poſtbote, dem ich begegnete, händigte mir einen Brief für Mathilde aus.

Ich eilte damit zurück, zu ihr, ſie zu tröſten. Sie war allein. Als ich ihr den Brief gab, ſagte ſie: »Das lohne Ihnen Gott! der Brief kommt zur rechten Stunde. Man braucht Kraft, den Wünſchen, den Vorwürfen ſeiner alten Eltern zu wiederſtehen.« Dann hielt ſie inne und fuhr nach einer Pauſe fort: »Konrad! ich muß nach Frankreich, ich ſehe Edmund vielleicht in langen Jah-

ren nicht wieder, das danke ich dem Grafen! Sie wiſſen nicht, welch harte Stunden ich heut durchlebte!«

Ich ſtand wortlos vor ihr, der Ausdruck tiefer Trauer in ihren Zügen zerriß mir das Herz. Sie bat, ich möchte ſie den Brief Edmund's leſen laſſen, dann wolle ſie mit mir zum letztenmale ſpazieren gehen. Ich hörte nur das Wort: zum letztenmale — und ging hinaus.

Welche Ewigkeiten ſind die Stunden, wenn wir ſie durchleiden. Es ward Mittag, die Sonne neigte ſich zum Untergange, ich wartete mit ſteigender Unruhe, Mathilde kam nicht, verlangte nicht nach mir. Meine Mutter, welche ab und zu ging, um bei dem Packen zu helfen, ſagte mir, Mathilde habe lange im Lehnſtuhl gelegen, aufgelöſt in Thränen, jetzt ſchreibe ſie. Meine Angſt wuchs von Minute zu Minute. Im Hofe ſchnallten ſie die Koffer auf den Reiſewagen. Mein Gott! was war das qualvoll!

Endlich, ich ging vor der Thüre auf und nieder, erſchien Mathilde, ſie war todtenbleich. »Wollen Sie mit mir kommen,« fragte ſie, »ich möchte den Brief ſelbſt zur Poſt beſorgen.«

Wir machten uns auf den Weg; Mathilde ſah ſo leidend aus, daß ich ihr meinen Arm bot, weil ich fürchtete, ſie ſinke zuſammen. Sie nahm ihn an; wir ſchwiegen Beide. Gleich von der Poſt ging Mathilde das Gehöft entlang, der Aarinſel zu.

Sie ſetzte ſich auf ihre Bank. Es war ſchon dämmrig und etwas feucht. Leichte Nebel ſtiegen auf. Die Natur kam mir kalt vor, wie im Winter. Mit einem Male brach Mathilde das Schweigen, nahm meine Hand und ſagte: »Konrad! mir iſt, als ob ich ſterben werde. Das Blut ſtockt in meinen Adern, das Herz liegt mir wie todt in der Bruſt. Meine Eltern haben mir geſagt, ich beraube ihr Alter des Glückes. Der Graf hat mir vorgeworfen« — ſie hielt inne und ſagte

dann mit gepreßter Stimme — »ich hätte in leichtſinnigem Spiele Sie unglücklich gemacht und Ihre Braut — und Edmund glücklich zu machen, fühle ich mich zu ſchwach, denn er liebt mich nicht mehr!«

Sie konnte vor Thränen nicht weiter ſprechen, ich lag zu ihren Füßen. »Mathilde!« rief ich, »Unglück nennen Sie es, daß ich endlich das Ideal mit Augen ſchaute, nach dem meine Seele geſtrebt, ſeit ihrem erſten Erwachen?«

Sie ſchüttelte wehmüthig das Haupt und ſagte leiſe, während ſie mir ihre kalten Hände reichte: »Still, Konrad! ſtill! es iſt ja Alles wahr; ich mache Alles unglücklich um mich her!« Dann plötzlich in lautes Weinen ausbrechend, rief ſie, indem ſie ſich auf meine Schulter neigte, wie um ſich zu ſtützen: »und am elendeſten bin ich doch ſelbſt.«

Knieend vor ihr, hielt ich ſie umfaßt. Ich empfand ihren Athem an meiner Wange, ich

dachte zu vergehen in dem Augenblick, als ich fühlte, wie ihre Hände herabſanken. Sie ward ſchwerer und ſchwerer in meinen Armen, ich mußte meine ganze Kraft zuſammennehmen, ſie zu halten — ſie war ohnmächtig geworden.

Ich rief um Hülfe, ich legte ſie auf die Bank, bedeckte ſie mit meinem Mantel, ich holte Waſſer aus der Aar in meinem Hute, ſie zu beleben. Niemand hörte meinen Ruf. Bald wollte ich Menſchen zum Beiſtande herbeiholen, bald zögerte ich, denn ich konnte ſie nicht verlaſſen in dieſem Zuſtande. Ich werde jene Minuten nicht vergeſſen.

Ich wußte, daß ich ſie leichter erwecken könne, wenn ich ihre feſte Kleidung öffne, ich hätte es jeder andern Frau gethan — hier konnte ich es nicht.

Endlich ſchlug ſie die Augen auf, richtete ſich empor, und verſuchte zu lächeln, als ſie meine Angſt bemerkte. Sie ſtützte ſich halb bewußtlos

noch an die Lehne der Bank. Als ſie ſich erhob, verlangte ſie nach Hauſe geführt zu werden, und faſt mußte ich ſie tragen, denn ihre Kraft war gebrochen. Sie bat —

Am Morgen — in höchſter Eile.

Lies dieſe Stelle, die ich nach oben lege, zuerſt. Man rief mich in der Nacht, als ich Dir ſchrieb, an Mathildens Lager, die in furchtbarem Fieber phantaſirt. Ich fürchte das Aergſte. Die Gefahr iſt dringend, wende alle Beredſamkeit auf, den Profeſſor T. zu ſchleunigſter Abreiſe zu veranlaſſen. Uebernimm jede Beſorgung, deren er bedürfen könnte. Man wird ſeine Hülfe mit Gold aufwiegen. Er ſoll mit Kourierpferden bis Thun fahren, dann am Ende des Sees in Unterſeen erwarten ihn unſere Pferde. Denke, daß ihr Leben auf dem Spiele ſteht; denke, daß ich verzweifle, wenn ſie ſtirbt. —

22.

Konrad an Margarethe — nach dem Grindelwald.

Du mußt augenblicklich herunter kommen, Gretchen, das Fräulein liegt auf den Tod; die Mutter braucht Dich zur Hülfe und bei den Nachtwachen.

Sage Marianne, ſie möge verzeihen, daß ich ihren Brief noch nicht beantwortet habe, ich bin auch jetzt nicht im Stande, es zu thun. Sage ihr, was Dir das Beſte dünkt, damit ſie nicht auch noch ſtirbt.

Komm bald, gleich, gutes Gretchen! wir be=

dürfen Deiner dringend. Es iſt der größte Liebesdienſt zu leiſten, den Du mir je erweiſen kannſt, denn nur Dir und der Mutter vertraue ich ſie an.

23.

Edmund an Mathilde.

Es iſt mir, Geliebte! als müßte ich Dir im Geiſte nahe ſein, in den Stunden, in denen mein letzter Brief in Deine Hände gelangt, der ſo wichtig und entſcheidend iſt für unſere ganze Zukunft, obſchon ich weiß, Du werdeſt die Stimme der tiefſten Liebe auch in dem ernſten Worte Deines Edmund erkennen, deſſen größter Solz es immer war, nicht nur Dein Geliebter, ſondern Dein treueſter Freund zu ſein. Die Liebe allein iſt dauernd, die alle Elemente wahrer Freund-

ſchaft in ſich ſchließt, die ſich zuſammenfindet in dem gemeinſamen Streben nach Wahrheit, nach Selbſtvollendung.

Ich habe Dir in den letzten Tagen weniger geſchrieben, weil die Hälfte der Zeit mit den Verhandlungen des Gerichtes hingeht, welche, wie Du weißt, nun ſchon ſeit vierzehn Tage dauern. Ich leide unter ihrem Einfluſſe, denn es werden, wie ich vorhergeſehen, die beklagenswertheſten Halbheiten und Unwahrheiten als Gründe für die Freiſprechung benutzt und geltend gemacht. Man hält gegen die Gewalt jedwedes Mittel für erlaubt. Nur einzelne unſerer Vertheidiger ſind edel und freiſinnig genug, unſer Leid unter dem Drucke der Fremdherrſchaft, unſere Vaterlandsliebe, unſern Freiheitsdrang und unſer gutes Recht als Elemente der Vertheidigung zu benutzen. Dann athme ich auf und fühle für Augenblicke den beſchämenden Druck der Lüge von mir abgewendet.

Der Beginn des öffentlichen Verfahrens war ein tief erschütternder Moment für uns. Unsere Kerker öffneten sich, nach fast achtzehn Monaten einer einsamen Haft. Die Zeit, die Leiden hatten schwer gelastet auf Vielen unserer Brüder. Wir stürzten uns in die Arme, wir fühlten uns enger verbunden als je. Thränen perlten herab auf den greisen Bart des alten Grafen D., als seine beiden jungen Söhne sich an seine Brust warfen, als seine Leute, denen er stets ein väterlich sorgender Herr gewesen, vor ihm in's Knie sanken, seine Hände mit Küssen zu bedecken. — Ausrufe der Zärtlichkeit, der Freude, des Schmerzes, flogen von Lippe zu Lippe. Wir hatten uns nicht gesehen nach dem Scheitern unserer Hoffnungen. Stumm und in Thränen umarmten sich Anastasius und Boguslav von C. — Ihre Mutter war gestorben im Grame um sie, ihr dritter Bruder gefallen in dem Scharmützel auf der Brücke zu Posen, das der Verhaftung vorangegangen war.

Richter und Ankläger, Vertheidiger und Zuhörer waren tief ergriffen. Das Unglück eines edlen Volkes ſtand in ſelbſtredendem Bilde vor ihnen da. Es ſchien nicht Entſchuldigung, nicht Vertheidigung, ſondern Gerechtigkeit und Hülfe zu fordern von jedem parteiloſen Menſchen, denn Pflichterfüllung, nicht Verbrechen war es, was uns hierher geführt.

Am furchtbarſten verändert fand ich Conſtantin von A. Seit Monaten bewohnte er ein Krankenzimmer, er war mein Nachbar geweſen, als ich leidend war. Oft hatte ich es geſehen, wie fern auf dem baumbeſchatteten Hügel Morgens und Abends zwei Frauen erſchienen, die lange und unverwandt hinüberſchauten nach den Mauern unſers Kerkers. Kein Wetter hielt ſie ab zu kommen, immer waren ſie auf die Minute da. Es waren die Mutter und die junge Frau des armen Conſtantin, ſo ſagte mir der Wärter, die dem Hinſterbenden wenigſtens den Troſt der

Liebe geben wollten, daß ihre Gedanken unwandelbar bei ihm verweilten. Nicht allzu lange mehr dürfte seine Gefangenschaft dauern, soll er künftig noch Freude und Glück genießen von dieser treuen Liebe.

Er vermochte sich nicht aufrecht zu erhalten bei der ersten Sitzung, jetzt geht es besser, wie er sagt; und alle Leidenden erholen sich, da seit dem Beginn der öffentlichen Verhandlungen unsere Einsamkeit nur noch dem Namen nach besteht, unsere Freiheit viel größer geworden ist. Wir sehen unsere mitgefangenen Freunde, wir sprechen mit ihnen die geliebte Muttersprache, wir folgen theilnehmend ihren Geschicken, es ist Leben, Bewegung, Reiz in unser Dasein gekommen, statt der tödtenden Spannung schweigender Erwartung.

Meine Gesundheit ist vollständig hergestellt. Ich blicke jetzt mit Sehnsucht, aber doch mit ruhiger Zuversicht dem Ende der Verhandlungen entgegen, da meine Vertheidigung eine der letzten

ſein wird. Ich werde Nichts verſäumen, was mir nützen, Nichts zu meiner Vertheidigung brauchen, was mich vor mir ſelbſt entehren könnte, und ich bin ſicher, daß ich hier das Rechte thue. Glaube mir, daß das Verlangen nach Dir, ſo mächtig als der Wunſch nach Freiheit, mich antreiben wird, Alles zu meiner Befreiung anzuwenden, was ich vor mir verantworten kann. Hoffe mit mir auf ein nicht zu fernes, beglückendes Wiederfinden und Halten, meine Mathilde.

24.

Edmund an Mathilde.

Kaum hatte ich den Brief an Dich geſiegelt, als ich den Deinigen erhalte, der mich ganz unausſprechlich betrübt. Mit ihm zugleich empfange ich die erſchütternde Nachricht von der Hand Deiner Mutter, Du wäreſt erkrankt, ein Nervenfieber bedrohe Dein Leben.

Dein Leben! das Leben meiner Mathilde! und ich ſitze hier in den bannenden Mauern dieſes Kerkers, durch hunderte von Meilen, durch ſo viele Stunden von Dir getrennt. Ich kann nicht

zu Dir hin. — Stirb nicht, Mathilde! es kann, es ſoll nicht ſein! — Du lebſt, Du lebſt gewiß, denn mein Herz hebt ſich ja noch in hoffendem Beben, wenn ich Dein gedenke.

Nur eine Stunde möchte ich bei Dir ſein, nur eine Stunde an Deinem Lager knieen und Dich ſehen! Und ſagen möchte ich Dir, Du einzig Geliebte, daß ich ſehr elend mich fühlte, trüge ich die Schuld Deines Leidens.

Thor, der ich bin! ich ſchreibe Dir, und doch weiß ich, daß die Nacht des Fiebers Dich umhüllt, daß Du den Brief nicht leſen wirſt. Wenn ich nur bei Dir wäre! daß mein Wort Dein Ohr erreichte, meine Lippen Deine Hände berührten.

Mich dünkt, aus dem ſtarren Schlummer des Todes müßten meine Lippen Dich zum Leben erwecken, meine Küſſe Dich wieder erwärmen können. Und wenn es dennoch wäre? dennoch wäre! wenn ich Dich verloren hätte! —

25.

Edmund an Mathildens Mutter.

Theure Mutter! ich beſchwöre Sie, geben Sie mir täglich Nachricht von Mathilde. Was Sie auch leiden mögen an dem Bette der Geliebten, unter dem Anblick ihrer Schmerzen, Sie ſehen ſie doch! Sie ſind bei ihr.

Fern von dem Weſen, das ich am meiſten liebe, trifft mich Ihr Vorwurf, daß ich die Urſache ſei von Mathildens Erkranken, mit vernichtender Schwere. Darum geben Sie mir Nachricht, denn ich zähle die Stunden des Tages und

der Nacht, die mir nicht wie Ihnen durch die thätige Sorge für die Geliebte verkürzt werden. Von Zeit zu Zeit fahre ich aus dieſem dumpfen Brüten empor, weil ich meinen Namen rufen höre. Es iſt unwiderleglich Mathildens ſüße Stimme, die ihn ruft, und immer fürchte ich, daß ich den geliebten Ton nicht wieder erklingen höre, daß er zum letztenmale, ihr Todesſeufzer, an mein Ohr gedrungen iſt. Sagen Sie mir nicht, dies ſei ein Spiel meiner überreizten Phantaſie, eine Nerventäuſchung! Ich will es nicht glauben, da mein Herz aufjubelt in Freude, wenn die liebe Stimme mir immer wieder erklingt.

Welch Glück, daß Konrad bei Ihnen iſt, daß Sie zu jeder Stunde ſeines Beiſtands ſicher ſind. Und nicht wahr, liebe Mutter! Sie werden mir täglich ſchreiben, Sie werden mir Nichts verhehlen — ich müßte es ja doch erfahren. Aber es wird nicht ſein. Sie wird geneſen. Ihr Brief iſt nicht ganz hoffnungslos.

Leben Sie wohl, theure Mutter! ich wollte — doch der Brief muß fort, damit ich um so schneller Antwort erhalte. Möchte sie eine beglückende sein.

26.

Edmund an Mathildens Mutter.

Sie ſchreiben mir nicht und auch der Vater, auch Konrad, auf deſſen Theilnahme ich hoffte, ſchweigen. Glauben Sie, ich ſei zu ſchwach das Unglück zu ertragen? Wiſſen Sie nicht, daß ich es in dieſer tödtlichen Ungewißheit, die mir doch keinen Zweifel mehr übrig läßt, tauſendfach marternd empfinde?

Mathilde iſt nicht mehr, wir haben ſie verloren.

Ich bin ruhig und gefaßt, ich begreife den

Verluſt vollkommen, ſeit ich nicht mehr hoffe. Wie könnte ich auch leiden oder gar weinen, da mir zu Muthe iſt, als wäre ich erſtarrt mit ihrem Tode. Ich habe ſie ſo ſehr geliebt. Sie war das Sonnenlicht, durch das die Erde mir ſchön und ſchöner erſchien, je weiter es an dem Horizonte meines Daſeins heraufzog. Meine ſchöne Mathilde! Meine warme, goldige Sonne!

Gewiß ich werde leben ohne ſie! ich werde wirken, ſchaffen, wollen, ſo gut ich es vermag. Ich werde die Pflicht der Thätigkeit gewiſſenhaft erfüllen, die die Natur uns mit der Gunſt des Daſeins auferlegte; aber ohne Liebe, ohne Glück arbeitet man genußlos, wie ein Tagelöhner, der in kalten, trüben Wintertagen, denen die Sonne ihr Licht entzog, traurig die Stunden zählet bis zur Nacht.

Arme, arme Eltern! wie unglücklich ſind wir! wie freudlos werden wir leben ohne ſie! Und ich wäre es, ich! der durch meinen letzten Brief

ihre Krankheit hervorgerufen hätte? ich hätte sie uns geraubt? ich hätte sie getödtet?

Ach, theure Mutter! nehmen Sie das Wort zurück! Wie soll ich denn leben mit dem Gedanken, der eine Verdammniß in sich schließt? Kann denn das Licht der Wahrheit auch in der sorgsamen Hand der Liebe zum verzehrenden Feuer werden, das unser Theuerstes vernichtet?

Nehmen Sie das Wort zurück, liebe Mutter! damit ich Muth behalte zu leben für Sie, für den Vater, denen ich den Engel raubte. Nehmen Sie das eine Wort zurück. Aus Barmherzigkeit erfinden Sie Ursachen für die Krankheit — ich will, ich muß sie glauben, wenn ich leben soll.

27.

Konrad an Edmund.

Verehrter Herr! Frau von S. trägt mir auf, Ihnen mitzutheilen, daß nach einer glücklichen Kriſis der Zuſtand von Fräulein Mathilde ſich plötzlich gebeſſert hat und daß, wenn nicht beſonders ungünſtige Zufälle eintreten, die Gefahr vorüber iſt.

Frau von S. iſt in Folge der Nachtwachen und der Angſt zu ſehr angegriffen, um Ihnen ſelbſt zu ſchreiben. Sie läßt Sie daher erſuchen, für das Fräulein umgehend einen Brief einzuſenden,

damit ſie ihn vorfindet, ſobald ſie im Stande iſt, ihn zu leſen. Er muß jedoch vorſichtig abgefaßt ſein, damit er in ihr keine Art von nachtheiliger Gemüthsbewegung hervorruft.

In den nächſten Tagen denken Frau von S. und ihr Gemahl Ihnen ſelbſt zu ſchreiben.

28.

Konrad an Rudolf.

Rudolph! ich habe ihr das Leben erhalten und nicht für mich; das iſt ein Moment, in dem Himmel und Hölle zuſammengrenzen, ein Moment, in dem Wahnſinnſchauer die Seele durchzucken.

Tage und Nächte hindurch habe ich an ihrem Lager geſeſſen, ihre Pulsſchläge gezählt, ihre Mienen belauſcht und gezittert in grimmem Zorn, wenn nur Edmund's Namen vernehmlich aus ihren Phantaſien hervortauchte. Einmal in einer furchtbaren Kriſis hatte ſie meine Hände ergriffen, und

preßte ſie, Edmund! Edmund! rufend, heftig an ihre Lippen. Kannſt Du ahnen, was man dabei empfindet?

Wenn ich in pünktlicher Sorge mich an die Verordnungen des Profeſſors hielt, wenn ich ſah, wie die Mittel wirkten und Beſſerung hoffte, dann packten mich die Furien der Eiferſucht und ich wünſchte ihren Tod. Ich wünſchte Verlängerung des Zuſtandes, in dem ich an ihrem Lager ſitzen, ihren Schlummer bewachen, ihr Haupt auf meinem Arme ruhen laſſen konnte. Und als die Macht der Krankheit wuchs, als der entſcheidende Moment gekommen war und die Nacht des Todes anfing, ihre Dämmerung über ſie auszubreiten, da war mir es, als müſſe ich ſie ſterben laſſen und dann ſterben neben ihr, ſie Edmund zu entreißen.

Aber das währte nur einen Augenblick. Ich fühlte die Verantwortung, die ich auf mich nahm durch ein gewaltſames Mittel, das einzige, das

helfen konnte, ihr Leben zu erhalten. Es gab keine Wahl. Ich selbst schnitt die goldigen, wundervollen Flechten von ihrem Haupte, und ein Sturzbad erhielt sie — — ihrem Bräutigam. Ich habe eine ihrer Locken bewahrt, ohne daß es Jemand ahnt. Das kann Edmund mir gönnen, er, dessen Kälte sie dem Tode entgegentrieb. Die Locke soll mich nie verlassen.

Ich mußte Edmund melden, daß sie lebe, für ihn leben werde. Es ist mir schwer geworden. Ich wollte mit einer gewöhnlichen Höflichkeitsform den Brief beenden, ich wollte sagen: »Es freut mich, Ihnen diese Mittheilung zu machen,« ich konnte es nicht.

Mathilde schlummert, ich habe den Eltern versprochen, hier im Nebenzimmer ein wenig zu ruhen. Eine unendliche Wehmuth ist über mich gekommen; ich möchte weinen wie ein Kind.

Marianne iſt mit Gritli heruntergekommen, Mathilde zu pflegen; ich habe mit ihr an Mathildens Bette gewacht. Meine Seele iſt todt müde, ich wollte, ich ſchliefe ſehr lange und ſehr tief, und erwachte in Frieden mit mir ſelbſt.

Warum wird denn das Gute uns ſo ganz werthlos, wenn wir das Beſſere erkennen? Warum kann ich die gute Marianne nicht mehr lieben, die ſo liebevoll für mich war, ſo mitleidend in meiner Todesangſt um Mathilde.

Sie ſind ſo gut die Menſchen alle und Mathilde lebt — aber mir hilft das Alles nicht. Ich muß fort in die Welt, weit, weit fort, denn hier zu bleiben halte ich nicht aus. Mir iſt, als müßte die Ferne mir neue Gedanken, neue Anſchauungen und den Frieden geben, den ich verloren habe. — Wo aber iſt Friede für mich ohne ſie?

Ehe Mathilde das Haus meiner Eltern verlaſſen hat, kehre ich nicht zurück; dann an's Examen und darauf fort in die Welt, aber raſtlos immer weiter fort, damit ich über dem Raſſeln der Wagenräder mein Herz nicht höre.

29.

Edmund an Mathildens Mutter.

Sie lebt und wird uns erhalten bleiben, ſchreibt mir Konrad! Höchſtes Glück lohne ihm dieſe Verkündigung. Dem Schmerze gegenüber hatte ich Kraft, ich erliege der Freude. Vergeben Sie, ich kann nicht ſchreiben, als an meine Mathilde! Aber tauſend Dank, lieber Konrad, für dieſe Botſchaft des Heils!

30.

Edmund an Mathilde.

Mathilde! Du lebſt mir wieder! und Konrad giebt die beſten Hoffnungen, verkündet zuverſichtlich die Geneſung. Ich darf Dir ſchreiben, er meint, Du werdeſt im Stande ſein, den Brief zu leſen, wenn er zu Dir kommt.

Was mußt Du gelitten haben, Geliebteſte! als Du mich riefeſt in den Stunden des Schmerzes, ſo innerlichſt nach mir verlangend, daß der Wunſch vernehmlich zu mir durch die Ferne drang. Mathilde! ich war gewiß, Dich verloren zu haben,

fühle wie das Glück mich durchbebt, Dich wieder zu beſitzen.

In frevelndem Kraftgefühl habe ich mir oft gewünſcht, das höchſte Glück und das tiefſte Leid der Erde zu empfinden. Ich habe gewähnt, es müſſe mit dem bewußten Gefühl des Erlebens noch Glück im tiefſten Schmerze liegen. Jetzt weiß ich es anders. Jetzt weiß ich, daß in dem gräßlichen Gedanken, durch Mißverſtand das geliebteſte Weſen getödtet zu haben, ſich eine Hölle voll Verzweiflung birgt, aus der die Seele ſich nur ſchwer, nur langſam wieder zum Licht emporhebt.

Stunden, Tage, Nächte hindurch habe ich dageſeſſen und gedacht, ob es denn dem Geiſte ganz unmöglich ſei, in die Ferne zu dringen, ob er ſeine Schranken nicht durchbrechen könne? ob der menſchlichen Natur kein Wunder gelinge, wenn auf einem Wunder allein ihr Glück, ihr Troſt beruhen? Ich, ich habe ſo gedacht, geträumt, in

demſelben Augenblicke, in dem ich einſah, daß ſolch ein Denken kindiſche Thorheit enthalte.

Jetzt erſt weiß ich, was es heißt, gefangen ſein! Und wie nach dem chriſtlichen Glauben der Todesſchmerz eines Menſchen genug that für die Sünden der ganzen Menſchheit, ſo müßte die Qual, die ich erlitten in den Martern dieſes Gefangenſeins, genug thun für Alle, denen Gefangenſchaft auferlegt wird.

Ich wollte zu Dir mit aller Kraft des Willens, und in meine Zelle gebannt, konnte ich Dich nicht erreichen. Ich wußte, meine Mathilde verlangt nach mir in tödtlicher Sehnſucht und ich mußte bleiben unter Menſchen, denen meine Anweſenheit das Gleichgültigſte von der Welt war. Ich hörte Poſthörner erklingen, hörte das Pfeifen der Lokomotiven von dem nahen Bahnhofe, Vögel und Wolken zogen ihren Weg durch die Welt — und ich war feſtgebannt, während meine Mathilde mit dem Tode rang.

Eine tiefe Verachtung gegen die Schwäche unſerer Menſchennatur kam über mich. Es ſchien mir werthlos, ein Daſein zu leben, das ſo abhängig iſt von Zeit und Raum. Wie in den Tagen der erſten Jugend verlangte ich wieder nach Vollkommenheit der Kraft, nach Allmacht. Und im nächſten Augenblicke brach ich beſchämt zuſammen vor dem Bewußtſein, wie elend ich den kleinen Theil der Erkenntniß gemißbraucht hatte, der mir geworden iſt. Mit dem Funken des Prometheus hatte ich Deinen Frieden und Dich ſelbſt vernichtet. Ich habe ſchwere Stunden verlebt! Sie ſind vorüber! Ich muß, ich will ruhig ſein, es iſt ja Alles überſtanden. Aber Du wirſt in der Schilderung dieſer vergangenen Leiden die Liebe Deines Edmunds erkennen, und ſein Glück, Dich neugeſchenkt, ſein eigen zu wiſſen.

Ich ſehe Dich vor mir mit Deinem Krankenhäubchen in Deinem kleinen Schlafgemach; es iſt ſeit vielen, vielen Tagen der einzige Punkt ge-

weſen, auf dem meine Gedanken gehaftet haben. Ich ſehe, wie die Eltern, wie Konrad ſich an dem erſten Wiederaufleben Deiner Kräfte erfreuen, und nicht wahr, ich täuſche mich nicht, wenn ich glaube, daß Deine erſten bewußten Blicke ſich auf das Bild eines Mannes richteten, das ſeit Jahren zu Häupten Deines Lagers hängt, und deſſen Liebe über Dir wacht, weil Du ſein höchſtes Gut biſt.

O! daß der ſchöne Strahl Deines blauen Auges ſtatt des lebloſen Bildes mein Auge berührte! Daß ich es wäre, der Dich die erſten Schritte durch das Zimmer leitete! Ich weiß, Du biſt von Liebe, von Freundſchaft umgeben, Du entbehrſt keine Art der Hülfe, des Beiſtandes, die Eltern ſorgen für Dich, Konrad iſt da, aber wie oft haſt Du mir geſagt, kein Arm ſtütze Dich ſo ſicher und bequem als der meine!

Sieh nur, wie ungroßmüthig ich bin, mein liebes Herz! ich zeige Dir ein Gut, ich erinnere Dich ſelbſtſüchtig an eine Bequemlichkeit, die ich

Dir nicht bieten kann, obſchon ſie Dir jetzt wohl am erwünſchteſten ſein möchte. Glaube mir, es ſchmerzt mich ſehr, daß Konrad Dir ſtatt meiner hülfreich iſt; darum laß mich in dem Gedanken Troſt finden, daß mein Beiſtand Dir der willkommenere wäre.

Haſt Du denn ſehr gelitten, liebe Mathilde? Haſt Du gewußt, wie krank Du warſt? und hat nicht der Gedanke an mich Dich feſtgehalten im Leben? Ich weiß, Du haſt in Deinen Fieberträumen nach mir verlangt, denn ich habe den Ruf Deines armen, von mir gequälten Herzens empfunden, ich habe ihn erklingen hören von Deiner Stimme. Dann habe ich all mein Denken, all mein Fühlen, die ganze Kraft meines Weſens concentrirt in dem einen Gedanken: »ich liebe Dich!« das war die Antwort, die ich für den Ruf Deines Herzens hatte.

Ich liebe Dich, Mathilde! Lebe für unſere Liebe! und ſobald Du es vermagſt, laß mich ein

Wort von Deiner Handſchrift ſehen, aber wirklich nur ein Wort als Lebenszeichen, als Talisman der Hoffnung. Du mußt Deine Kraft noch recht lange ſchonen, ich bitte Dich darum, liebe Mathilde! Ja mehr noch, ich verbiete Dir, mir mehr als ein Paar Worte zu ſchreiben. Du haſt mir ſo oft geſagt, ich ſei Dein Herr, daß ich nun endlich Gebrauch mache von dieſem Rechte über Dich.

Leb wohl mein ſüßes, ſüßes Kind! ich küſſe Deine lieben Hände, Dein liebes Haupt, Deine bleichen Lippen. Ich lehne Dein Köpfchen an meine Bruſt ganz feſt und ſtill, und laß Dich ruhen und ſchlummern in meinen Armen, damit Du neugeſtärkt erwachſt, und ich der Erſte bin, der die Geſundheit ſtrahlen ſieht aus Deinen Augen, wenn Du ſie erwachend hebſt. Wie ſchön biſt Du, mein Engel! wenn Deine ſchlummernden Augenlieder ſinken und der Schatten der langen Wimpern auf Deine Wangen fällt!

Warum ſehe ich es denn nur im Geiſte? Daß es endlich, endlich mir wieder zur beſeligenden Wirklichkeit würde! — Die ganze Fülle meiner Liebe als Segen über Dich, Du heißgeliebtes Weib! —

31.

Edmund an Konrad.

Mein werther Freund! denn ein Freund iſt mir der Mann, der mir das Leben meiner Braut erhalten hat, und ihr Beiſtand geweſen iſt in ſchwerem Leide. Ich höre mit großer Befriedigung von meiner Schwiegermutter, daß Sie die Meinen nach Vevay begleiten werden, wo dieſe bis zum Beginne des Winters bleiben wollen, um meiner Braut durch das mildere Klima die Geneſung zu erleichtern. Aber meine Schwiegermutter ſchreibt mir zugleich, Sie hätten es ab-

gelehnt, irgend eine Entschädigung für den Zeitaufwand anzunehmen, den Mathildens Krankheit Sie gekostet hat; Sie hätten es abgelehnt, den Meinen später nach Paris zu folgen und dort Ihre medicinischen Studien mit deren Beihülfe zu beenden. Das scheint mir Unrecht in jeglicher Beziehung.

Ich komme in ein wunderliches Verhältniß zu Ihnen, lieber Konrad! Ich bin Ihnen und Ihrem Denken vielleicht ein Fremder, während Sie mir so nahe stehen als meiner Braut. Mathilde hat die Gewohnheit, täglich für mich ihre Erlebnisse aufzuzeichnen. So kenne ich auch aus diesen Berichten Ihr Begegnen mit meiner Braut, ich kenne Sie selbst in der Weise, in der Mathilde Ihre Persönlichkeit erfaßte, und weiß, daß Ihre Seele an mancher Verletzung krankt.

Sie wollen Arzt werden, Sie sind es schon, und ich vor Vielen habe Ihnen für Ihre Wirksamkeit zu danken. Ist es Ihnen nie begegnet,

daß Sie einen Menſchen an ſich vorübergehen ſahen, deſſen leidendes Ausſehen Sie aufforderte, ihm Ihren Beiſtand anzubieten, ohne daß er ihn verlangte? Und haben Sie ſich für zudringlich gehalten, wenn Sie in ſolchem Falle theilnehmend Ihren Rath ausſprachen? Sicher nicht!

So, lieber Konrad! mißdeuten auch Sie mich nicht, wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten dränge und Ihnen zurufe, was ich Mathilden ſeit Jahren wiederhole: »ſuchen Sie das Ideal in ſich auszubilden, ohne es in der Außenwelt, von andern Menſchen — von den gegebenen Zuſtänden zu verlangen.«

Ich kenne Ihr Verhältniß zu Ihrer Braut, die Abſichten und Wünſche Ihrer Familie, Ihren Vorſatz, dieſe nicht zu erfüllen. Ich weiß, daß ein unedles Wort des Grafen Robert Sie verletzt und Ihre Unzufriedenheit mit den Lebenskreiſen, welchen Sie angehören, geſteigert hat; und ich irre mich kaum, wenn ich annehme, daß

die Bekanntſchaft mit meiner Braut, und das Anſchauen ihrer geiſtig entwickelten Perſönlichkeit, Sie in Ihrem Entſchluß gegen die Verheirathung mit Ihrer Couſine beſtärkt hat.

Sie ſehen, lieber Konrad! ich brauche mit dreiſter Hand die Sonde, um die Wunde aufzudecken, die in Ihnen blutet; aber Sie haben mir das Glück meines Lebens erhalten, wie ſollte ich nicht für Sie das Gleiche zu thun wünſchen, beſonders da Ihre Zukunft alle Mittel zur Zufriedenheit in ſich birgt.

Sie haben jetzt das Glück, Bürger eines freien Staates zu ſein, keinem Geſetze unterthan, als dem ſelbſtgegebenen. Das iſt ein großes Heil! Was Sie wirken, was Sie fördern, Sie thun es dem eigenen, freien Heerde, dem Lande, das Ihr eigen iſt. Sie ſind Herrſcher in Ihrem Lande. Wie können Sie ſich verletzt fühlen von dem Spotte des Grafen? dieſes Mannes, der wie ein Hoflakei den Rücken krümmt, ſobald ein

fürſtlich Wickelkind vorübergefahren wird? Sie, der Bürger eines freien Landes, das jedem Unterdrückten Zuflucht bietet, Sie dürfen mit Stolz herabſehen auf einen Fürſtendiener, der ohne ſelbſtſtändigen Willen aus blindem Gehorſam um Geld und Orden die Völker knechtet und verkauft.

Glauben Sie mir es, Konrad! wir gehen einer Zeit entgegen, deren Hauptreform darin beſtehen wird, daß ſie uns zur geſunden Anſchauung, zur richtigen Werthſchätzung der urſprünglichen Zuſtände zurückführt. Ein falſches, von dem trägen Hofgeſinde, von der arbeitsunfähigen Ritterſchaft ausgeſonnenes Ehrengeſetz, hat die Anſichten allmälig verwirrt. Es gilt für ehrenvoll, Geld anzunehmen für das Nichtsthun als Kammerherrn, als Hofbeamter; es gilt in vielen Fällen für erniedrigend, Geld zu empfangen für brav geleiſtete Arbeit. Auch Sie, Konrad! ſind von dieſer falſchen Anſchauung nicht freigeblieben.

Sie fühlen sich gedemüthigt, von Ihrer Tante, von Ihrer Braut die Mittel anzunehmen, sich zum Besten Ihrer Mitmenschen auszubilden; Sie fühlen sich beleidigt, wenn die Eltern meiner Braut aus ihrem Ueberflusse Ihnen zu gleichem Zwecke eine Summe anbieten; sie, die Ihnen für das Leben ihrer einzigen Tochter zu danken haben. Das ist ein ungesundes Empfinden, Konrad!

Ich bin in gleicher Lage wie Sie. Ein kleines Gut, das ich besitze, ist vernachlässigt, mit Schulden belastet durch meine Vorfahren, die es nicht vermochten unter der Fremdherrschaft zu leben, und sich im Auslande aufzuhalten pflegten. Mich selbst haben die Zustände des Vaterlandes bis jetzt fast immer von demselben fern gehalten. Ich habe wenig thun können zur Verbesserung meiner Lage, ich bin arm zu nennen neben dem Vermögen von Mathildens Eltern. Aber ich habe Welt und Menschen kennen lernen, und gerade deshalb bin ich ruhig in dem Bewußtsein, meiner

Braut nicht zu wenig zu bieten, wenn ich ihr einen ganzen Menſchen in mir gebe.

Sind Sie das, Konrad! ſo werben Sie dreiſt um das reichſte, edelſte Weib der Welt, treten Sie dem ſtolzeſten Manne mit Sicherheit entgegen — es iſt Niemand mehr. Ein ganzer Menſch aber kann man ſein auch hinter dem Pfluge; mit der Grabſcheit in der Hand ſowohl als mit der Sternenkarte, mit dem Pinſel, wie mit dem Schwerte. Man kann ein ganzer Menſch ſein in jedem Verhältniß, nur nicht ohne Freiheit; denn Knechtſchaft hemmt jede Entwicklung.

Gehen Sie mit den Meinen nach Paris, gönnen Sie ihnen die Freude, Ihnen förderlich zu ſein, werden Sie ein tüchtiger Arzt, ein ganzer Mann, der ruhig daſteht im Gefühl des wahren Menſchenwerthes. Dann kehren Sie heim in Ihre Berge und wirken Sie nach jener Erkenntniß, die Ihnen ſicher kommt, je länger Sie in der Geſellſchaft leben. Sie werden Ihre Braut,

den schlichten, treuen Sinn des Landmädchens liebend verehren lernen, wenn Sie erst die Mehrzahl der Frauen aus der großen Welt gesehen haben werden. Mathilde selbst stellte mir als das Ideal, nach dem sie strebte, Ihre Mutter dar und deren häusliches Walten.

Das reine Herz und der gesunde Verstand eines so jungen Mädchens wie Ihre Braut, können Alles erreichen, sich zu Allem vollenden, wenn sie nicht niedergehalten werden von Nahrungssorgen, und wenn Sie der Mann sind, ein Weib zu bilden. Das aber ist, ich habe es erfahren, so verlockend als schwer.

Marianne ist reich für die Verhältnisse, in denen Sie leben werden, schlagen Sie das hoch an. Der Besitz ist eine freiheitgebende Macht. Aendern Sie Nichts an den Planen, die für Ihre Zukunft entworfen worden sind. Wenn Sie die Welt mehr kennen gelernt haben, als es jetzt der Fall ist, werden Sie Ihr Loos segnen.

Nehmen Sie dies Freundeswort einfach und willig auf, wie es ſich Ihnen bietet, und möchte es Ihnen förderlich werden. Sie behüten mir das Theuerſte, das ich beſitze, meine Braut; ich vertraue ſie Ihnen und bleibe immerdar Ihr Schuldner.

32.

Mathilde an Edmund.

Ich lebe, das heißt: ich liebe Dich! — Du willst nicht, Geliebter! daß ich Dir schreibe, auch die Mutter und der gute Konrad verbieten es mir noch. Da muß ich wohl gehorchen.

Nur seinen geliebten Namen laß mich noch schreiben, liebe Mutter! nur noch Edmund! Edmund! mein geliebter Edmund! Ewig Dein! Wir reisen übermorgen fort. Ewig Dein! —

33.

Konrad an Rudolf.

Vevay.

Mein Leben hat einen wunderbaren Umſchwung erlitten, theurer Freund! Wir werden uns für das Erſte ſchwerlich wiederſehen.

Ich habe Mathilde und ihre Eltern nach Vevay begleitet, und gehe mit ihnen nach Paris, wo ich unter ihrem Beiſtande meine Studien beenden ſoll. Anfangs bedenklich, dies Erbieten anzunehmen, mich von Fremden abhängig zu machen, haben die Güte der alten Leute, Mathildens freundliches Drängen und endlich ein Brief von Edmund mich dafür beſtimmt.

Ich werde ſie begleiten, ich werde bei ihr ſein, ſie täglich, ſtündlich ſehen! Meine Eltern ſind mit meiner Reiſe einverſtanden, meine Tante iſt es nicht. Marianne, das gute, liebe Kind, fühlt ſich durch Mathilde beruhigt, der ſie ihr beſorgtes Herz entdeckte, und die ſich für mich verbürgt hat. Wie konnte ſie das wagen? — Sie, die es wiſſen müßte, daß ich ſie anbete wie eine Gottheit, hätte ihre Seele für etwas anderes Raum, als für ihre Liebe zu Edmund!

Wir bleiben einige Wochen hier. Mein Zimmer liegt neben Mathildens Wohnung, ich höre den Ton ihrer Stimme im Geſange, ihre Phantaſien am Klavier, und fliehe jeden Gedanken an die Zukunft, jeden Rückblick in die Vergangenheit, um mich ungeſtört in mein jetziges Glück verſenken zu können.

Edmund's Brief war edel, verſtändig und kalt, wie Alles, was von dieſem Manne kommt. Wie haſſe ich den Ton ſeiner Ueberlegenheit; er

urtheilt, wo er empfinden ſollte. Ich glaube er ahnt es, was in meiner Seele brennt, er will mein Freund ſein, damit die Braut des Freundes mir heilig bleibe. Als ob es dieſer Mahnung bedürfte, neben dem ſtillen Zauber ihres Weſens, der das Feuer meines Innern wirkſamer beſchwört, als jede andere Macht!

Mathilde erblüht ſtrahlender als zuvor; ſie iſt heiter wie ein Kind, traulich wie eine Schweſter gegen mich; ich lebe wie jene verzauberten Prinzen auf den Feeninſeln, ein Daſein der glücklichſten Gegenwart in traumesſtiller Wonne. Und wenn es ein Traum iſt, wecke mich nicht, keine Wirklichkeit kann mich dafür entſchädigen.

34.

Mathilde an Edmund.

Dies, mein Herzensfreund! ſoll nun der erſte lange Brief für Dich werden, den ich aber doch noch in einzelnen Abſätzen werde ſchreiben müſſen.

Ich habe mich in der erſten Zeit der Geneſung vielmals in dem Spiegel betrachtet und gefragt, ob ich Dir wohl gefallen könnte, wenn ich ſo mager und elend bleiben, mein Haar nicht wieder wachſen, meine Farbe nicht wiederkommen ſollte? Eine innere Stimme hat mir dann ein

ſo freudiges Ja zugerufen, daß dies ſicher zu meiner ſchnellen Herſtellung geholfen hat.

Jetzt bin ich ſchon wieder meines Körpers Meiſter, und würde mich von Herzen dieſer Gegend freuen, fiele mir das Genießen ohne Dich nicht immer ſchwerer. Die Zeit verändert Nichts an einem gerechten Schmerz.

Hier ſcheint die Sonne noch goldig warm auf die rebenumkränzten Ufer des Genferſees herab; Monatsroſen und Herbſtblumen zieren duftig die Terraſſe, die ſich vor meinem Zimmer über dem See erhebt; ein ſchöner Farbenton liegt noch über den Bergen, und ſelbſt das Eis und der Schnee auf dem Dent du midi und Dent du Morque ſehen nicht kalt aus. Sie haben im Sommer ſo viel goldene Wärme von der Sonne eingeſogen, daß es noch vorhält und wiederſtrahlt, jetzt, wo die Sonne ſich entfernt. Sieh, Edmund! ſo iſt es mit der Liebe auch! Laß uns ſo warm, ſo innig lieben in den Tagen

unſerer Jugend, daß noch der Schnee des Alters ſich mit der Roſengluth unſerer Erinnerung ſchmückt, und wir nicht merken, wenn es Winter wird.

Du verlangſt zu wiſſen, wann und wie ich erkrankte? Eine letzte entſcheidende Unterredung mit dem Grafen, harte Vorwürfe meines Vaters, die Thränen und Klagen meiner Mutter hatten mich furchtbar erſchüttert. Wollte ich Dich, mein theurer Edmund, beruhigen über den Vorwurf, den meine Mutter Dir machte, und den Du ſelbſt Dir nur zu ſehr angeeignet haſt, ich würde Dir ſagen: weil ich ſo aufgeregt war, mißverſtand ich Deinen Brief und litt davon. Aber es iſt nicht ſo. Ich bekenne Dir vielmehr, ich habe ſeit Monaten gelitten durch Deine Briefe, weil ich zu dem Bewußtſein gelangt war, daß ich mich in einem, meiner Seele unnatürlichen Zuſtande bewegte auf dem Gebiete Deiner Weltanſchauung.

Die Krankheit hat dieſe Spannung gebrochen. Sie war die Kriſis, welche Gott herbeiführte, mich auf's Neue glücklich zu machen, und mir durch den wiedergewonnenen Glauben an ihn, die verlorne Ruhe zu gewähren.

Als ich Dir zuletzt geſchrieben hatte, war ich in tiefer Verzweiflung. Meine traurigen Gedanken zu verſcheuchen, machte ich einen Spaziergang mit Konrad, bei dem ich ohnmächtig geworden bin. Er führte mich heim, man legte mich zu Bett, mein Kopf ſchwindelte, als ob ich in den ſchaurigſten Abgrund ſähe. Da faßte mich, ſo ſchien es mir, plötzlich deine Hand, und Du hobſt mich fliegend empor, hoch und immer höher. Je mehr ich zitterte, je feſter ſchloſſeſt Du mich an Dich.

So ſchwebten wir lange fort und ich ſchwankte zwiſchen Todesangſt und zwiſchen der hohen Wonne, Dich wieder zu haben, Dich befreit zu wiſſen. Wir hatten lange ſchon die Gipfel der höchſten Berge

überflügelt, nur noch ganz von fern sah ich die Erde, die sich wie ein kleiner Stern in der Tiefe bewegte. Ein flammendes Lichtmeer that sich vor uns auf, dessen Glanz mich blendete, so daß ich die Augen schließen mußte, während Dich das Licht entzückte.

»Das ist die Nähe Gottes!« rief es in mir, und ich bat Dich, mich niederknieen und anbeten zu lassen, als Du mit tönender Stimme die Worte spracheſt: »Das ist der Geist des All's, nun kehren wir zurück in seinen Schooß, in dem ewiges Leben, ewiges Werden ist!«

Dabei breiteteſt Du Deine Arme in hoher Freudigkeit dem Lichte entgegen und ich sank hinab, tief und immer tiefer zur Erde, bis mich die dunkelblauen Eisspalten der Gletscher aufhielten, in denen ich allmählig erstarrte, während mein Auge noch immer Dich suchte im Lichte und in der Wärme. — Ich kann dies

Entſetzliche noch immer nicht denken, ohne es wieder zu empfinden.

Derſelbe Traum — oder laß mich es lieber ein Geſicht nennen, denn auch die Träume kommen von Gott und können uns heilſam werden — wiederholte ſich auf dem Höhenpunkte meiner Krankheit. Ich durchlebte ihn zum zweitenmale in ganz gleicher Weiſe. Aber als Du wieder Deine Arme ausbreiteteſt, als ich zu ſinken fürchtete und in dem Eiſe zu erſtarren, da faßte mich eine unſichtbare Hand, die mich emporhob, zurück an Deine Bruſt, während aus dem Lichtmeer die Worte ertönten, die Du ſo oft in Rührung vor mir ausgeſprochen: »Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! — Gefühl iſt Alles, Name iſt Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth!«

Sie klangen mir wie Gottesgruß. Alle Trauer wich von mir, ich rief, die Hände faltend: »Gott! mein Gott!« — und während ich ſtill in tiefer Seele ein frommes Gebet meiner Kindheit

ſprach, verließen mich Schwindel, Angſt und Schmerz. Ich fühlte mich frei, in dem Elemente der Luft heimiſch und leicht. Nicht getragen von Dir, ſondern mit eigenen, mächtigen Flügeln, mich ſelbſt erhaltend neben Dir, knieten wir Beide im Aether, das Lichtmeer anzubeten, Jeder auf ſeine Weiſe. Ich weinte vor Freuden und lehnte mein Haupt an Dich mit einer ſeligen Ruhe, wie ich ſie ſeit Jahren nicht mehr empfunden hatte.

Mich dünkt, dann habe ich lange erquickend geſchlafen und gar keine Schmerzen mehr gehabt. Als ich erwachte, Dich ſuchte, ſagte man mir, daß ich lange krank geweſen und auf dem ſichern Wege der Geneſung ſei. Wie dankte ich Gott für mein Leben! wie glücklich war ich, wieder leben zu können für Dich.

Mein Herr und Arzt, der geſtrenge Konrad, kommt mir zu melden, dies lange Schreiben ſei mir ſchädlich, ich müſſe enden für jetzt. Ich glaube

aber, er hat Langeweile und möchte, daß ich mit ihm plaudere. Sehen Sie, Konrad! was ich ſchreibe? Beklagen Sie den armen Edmund nicht, der nur dieſe todten Worte erhält, während Sie das Glück meiner Gegenwart genießen? —

Auf morgen denn, mein Edmund! und viele Küſſe Dir zur guten Nacht.

Morgens.

Wir leben hier ganz ſo gleichmäßig als in Interlacken. Ich fahre mit den Eltern aus, gehe mit Konrad nach wie vor ſpazieren, er rudert mich auf dem See umher, wir leſen zuſammen, und er wird ſo wenig müde, nach Dir zu fragen, von Dir zu hören, als ich von Dir zu ſprechen.

Da er viel jünger iſt als Du, und ganz weltunkundig, kann ich ihm nicht böſe ſein, wenn er Dein Weſen nicht verſteht. Deine Ruhe ſcheint ſeiner lebhaft bewegten Jugend nicht die

Folge der Erfahrung, ſondern Kälte zu ſein, Deine Weltanſchauung, Deine religiöſen Anſichten ſind ihm fremd. Dieſe letztern ſind der einzige Punkt, in dem ich mit Konrad ſympathetiſcher fühle als mit Dir, der wie wir katholiſch iſt.

Seit unſerer Verlobung hatte ich um Deinetwillen das Abendmahl nicht mehr genommen, ſo ſehr die Eltern dies mißbilligten. Jetzt nach meiner Geneſung trieb es mich dazu. Ich geſtand dies den Eltern, ſie umarmten mich unter Freudenthränen, und wir beſchloſſen, an einem der nächſten Tage die heilige Handlung zu begehen. Abends ſprach ich mit Konrad von dieſem Vorſatz, als wir, von den Bosquets heimkehrend, noch das Plateau beſtiegen hatten, auf dem die Kathedrale liegt.

Du kennſt die Schönheit dieſes Platzes. Hoch über der Stadt, von rieſigen Bäumen beſchattet, ruht der ehrwürdige altersgraue Dom. Es

war nach Sonnenuntergang, man läutete zur Nacht. Einzelne Spaziergänger wanderten vorüber, Knaben ſpielten auf dem Platze und kletterten auf der Brüſtung umher. Schlafdämmernd, wie nahende Träume, ſenkten ſich die blauen Abendſchatten auf das Städtchen im Thal herab, vom Dent du midi fiel der Wiederſchein des Alpenglühens röthlich über den Spiegel des Sees. Ganz hell unterſchied man noch die Felſen von Meillerie und die hochgelegenen Flecken und Dörfer des jenſeitigen Ufers. Das Dampfſchiff zog ſtill mit ſeiner Rauchſäule dem Hafen von Ville neuve entgegen, als trüge es lauter müde Kinder zur Ruhe.

Die Stille that mir wohl, die Ruhe in der Natur ſtand in ſchönem Einklang mit dem Frieden, der meine Seele erfüllt, ſeit ich mit meinem Gotte wieder Eines geworden, auch Dich ruhiger und beſſer liebe als zuvor. Ich ſprach dies gegen Konrad aus.

»Wohl Ihnen!« rief er, und dann nach einer Pauſe: »daß auch ich ſagen könnte, ich habe Frieden!«

»Suchen Sie ihn ernſtlich, Konrad! und Sie finden ihn.«

»Und wie, und wo?«

»In ſich und im Gebet. Ich nehme mit meinen Eltern ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder das Abendmahl. Sie ſind der Unſern Einer, gehen Sie mit uns; und wenn ich Gott danke, daß er mich noch leben ließ, will ich für Sie um Frieden beten, den er als Werkzeug brauchte, mich zu retten!«

Konrad war bewegt. Er gab mir die Hand als Zuſage. Seitdem haben wir das Abendmahl genoſſen, und es hat Konrad ſichtlich gut gethan. Er iſt ernſter, aber ruhiger geworden, hat auch auf meine Bitten zweimal ſeiner Braut geſchrieben, und denkt liebevoller ihres Werthes als zuvor.

Wieder ermahnt man mich, nicht allzu lang zu ſchreiben, beſonders da ich heute etwas angegriffen bin. So will ich enden, um mich für Dich zu ſchonen, theurer, theurer Freund!

Beim Beginn des Winters gehen wir nach Paris. Mir wäre die Stille dieſes lieblichen Ortes willkommener als das Geräuſch der großen Welt, und jede Reiſe iſt mir eine Laſt, die mich nicht zu dem Ziele meiner Sehnſucht führt, zu Dir!

35.

Konrad an Rudolf.

Als ſchon die Welt daſtand in ihrer ganzen Schönheit, erſchuf Gott am letzten Tage die Krone der Schöpfung: das Weib! — Das Weib in ſeiner Verklärung iſt das Ideal der Menſchheit geblieben, die Kunſt hat nichts Höheres erfunden als die Madonna, die das Weib iſt in ſeiner erhabenen Schönheit und Reinheit. —

Ich habe ſie mit Augen geſchaut und an ihrer Seite gebetet zu Gott, daß er mir die Kraft gebe, ſie nicht zu begehren, nicht mit dem Schat-

ten eines unheiligen Gedankens ihre Engelssittige zu entweihen. Den Tod im Herzen habe ich mich Edmund angelobt, als treuer Wächter über sie für ihn.

Da war die heilige Handlung zu Ende; die Eltern umarmten die ihnen neugeschenkte Tochter, umarmten mich. Die Orgel rauschte in Jubelhymnen, die Wölbungen der alterthümlichen Kapelle schwammen im Morgengold der Sonne, und wie eine Madonna auf Wogen des Lichtes schwebte sie heran und ihre Lippen berührten die meinen.

Gott des Himmels! der Du die Gnade bist, warum starb ich nicht in dieser Stunde?

Ich hasse Edmund, und ich möchte ihn lieben können, weil sie es will. Ich könnte mein Leben für das seine in die Schanze schlagen um ihretwillen, und doch hasse ich ihn für sein kaltes: »ich vertraue sie Ihnen und bleibe immerdar ihr Schuldner!« Er weiß es also, daß ich sie liebe.

Sie ist sein, er wird sie besitzen und lieben,

wie man ein Weib liebt; ſie wird die Mutter ſeiner Kinder werden und dann — dann will ich ſie nie, niemals wiederſehen. Ich ertrage den Gedanken nicht!

Mathilde verlangt, daß ich an Edmund ſchreibe, ſeinen Brief beantworte — es muß auch am Ende wohl geſchehen. Aber ihm danken? wie iſt das möglich? — Was ſoll ich ihm denn ſagen?

36.

Konrad an Edmund.

Die Güte, welche Sie, verehrter Herr! mir ohne mein Verdienſt bewieſen haben, macht es um ſo ſtrafbarer, daß ich Ihnen erſt heute dafür danke. Fräulein Mathilde aber wird Ihnen bereits mitgetheilt haben, wie lebhaft mich Ihr Brief ergriffen hat. Ich habe auf Ihren Rath das Anerbieten des Herrn von S. angenommen und begleite die mir ſo gütige Familie nach Paris.

Sie ſelbſt erklären Ihre Weltanſchauung als ein Reſultat Ihrer Erfahrungen, und üben des-

halb hoffentlich Nachsicht gegen mich, den Unerfahrenen, der Ihnen noch nicht überall beipflichten kann, am wenigsten, wenn Sie der schlichten, weiblichen Einfalt als eines Vorzuges, und der noch zu machenden Ausbildung des geliebten Weibes, als eines Glückes gedenken. Vielleicht muß man, um dieses zu empfinden, mehr als ich die eigene Bildung vollendet wissen; vielleicht auch dächten Sie selbst anders, besäßen Sie nicht in Ihrer Braut alle Vorzüge edelster Weiblichkeit vereint.

Sie sagen mir: »Trachten Sie in sich selbst klar zu werden, dann erziehen Sie sich Ihre Frau!« — Helfen Sie mir zu dem ersteren, sagen Sie mir, wie man sich der eigenen Achtung, der Liebe edler Menschen würdig macht!

Ich bin mit Widerstreben an diesen Brief gegangen, ich hatte Scheu vor Ihnen. Aber der Mann, den eine Mathilde lieben, so lieben kann, muß groß und edel sein. Ich muß Sie lieben, Sie verehren lernen oder Sie tödtlich hassen, denn

— das Wort muß ausgeſprochen werden, wenn ich mich nicht verachten ſoll — ich liebe Ihre Braut!

Sie ahnt es nicht, mein Wort darauf, ſie ſoll es nie von mir erfahren.

Von Ihnen, Edmund! erwarte ich mein Urtheil. Zögern Sie mit Ihrer Antwort, wenn Sie mich aus Mathildens Nähe verbannen; denken Sie, daß jede Minute neben ihr ein Glück iſt für mich. Können Sie mir aber vertrauen, können Sie an die Feſtigkeit eines Mannes glauben, der Mathildens Liebe werth zu ſein wünſcht, auch ohne die Hoffnung, ihr dies jemals auszuſprechen, dann ſagen Sie mir ſobald als möglich, daß ich bleiben darf.

37.

Edmund an Mathilde.

Wie ſieht ein volles Briefcouvert aus liebſter Hand uns freundlich an! — So oft ein ſolches von Dir, meine Mathilde! zu mir gelangt, zögere ich in vorahnender Freude, es zu erbrechen. Ich möchte, wie Kinder vor dem Weihnachtsbaume, lauſchen und, durch die Spalte ſehend, mich des Glanzes aus der Ferne freuen, ehe ich mir die ganze Pracht auf einmal gönne.

Da ſage ich mir all die Liebesworte vor, mit denen Du mich ſchmückſt, denke der Herzens-

freude, welche der letzte Brief mir brachte, und jedesmal weißt Du, Holde! meine Erwartungen zu übertreffen und liebenswürdiger zu scheinen, als noch je zuvor. Wie soll es denn erst werden, wenn die ganze Fülle Deiner Liebesschönheit mich wieder überfluthet, wie das Lichtmeer, dessen Glanz im Traume Dich geblendet hat? — Erhellt doch schon der Wiederschein Deines Wesens, der sich in diesem lieben Briefe spiegelt, meine Zelle so schön, daß gerade, als ich ihn erhielt und las, eine verspätete, flammende Nelke mitten in dem grauen Herbsttage die Hülle sprengte, um zu blühen. Die Pflanze danke ich der Gunst des Aufsehers, sie hat mir Freude gemacht in mancher trüben Stunde. Wie gern sähe ich die dunkelrothe Blume in Deinem lichten, schönen Haare prangen!

Dein Brief hat mich sehr gerührt. Die heilige Kindereinfalt Deines Traumes beschämt mich und meinen fanatischen Eifer. Ich wähnte Dir

die Geſetze der höchſten Freiheit zugänglich zu machen, meine Mathilde! während ich Dir mit unverſtändiger Härte eine Ueberzeugung aufzudringen ſtrebte, welche nie die Deine werden konnte.

Nach Vollendung in ſich ringen, das heißt vor Allem, gerecht und duldſam ſein, und das Princip freier ſelbſtſtändiger Entwicklung ehren in dem Nebenmenſchen. Sieht doch mit dem leiblichen Auge jeder Menſch die Außenwelt, die in feſten Umriſſen vor ihm liegt, verſchieden an, wie vielmehr muß dies der Fall ſein mit jenen Bereichen, die uns nicht ſichtbar, die uns nur durch Vermuthungen des Geiſtes erfaßbar ſind. Und ich wollte Dich zwingen, in einer Weiſe zu ſehen, die Deiner Anlage widerſprach, ich konnte Dich tadeln, daß Du dieſes nicht vermochteſt! — Wie thöricht iſt der Menſch in der Verblendung ſeiner Eitelkeit, wie gefährlich der Egoismus der Liebe!

Gewiß, Mathilde! vor ähnlichen Ungerechtig-

keiten bist Du künftig gesichert. Ich verberge Dir es nicht, und Du weißt es, Deine Anschauungsweise kann nie die meine werden; aber wir lieben Beide das Schöne, wir streben nach Wahrheit, wir wollen das Gute, dies genügt vollkommen, uns überall im Mittelpunkte unseres Wesens zusammenzufinden, wenn schon wir auf verschiedenen Wegen dahin gelangen. Laß uns denn unbeirrt aneinander halten in redlichem Streben, in fester gegenseitiger Liebe.

Mit wachsender Ungeduld sehne ich das Ende der Verhandlungen heran, denn noch immer glaube ich an meine Freisprechung; aber sollte ich selbst verurtheilt werden, so würde ich, wie ich mich kenne, die ungünstige Entscheidung leichter tragen, als diese quälende Ungewißheit. Kann man doch von dem Tage des Urtheils ab die Stunden zählen, welche uns von der Freiheit trennen, kann man sich doch sagen, daß jede überstandene Stunde uns ihr näher bringt. Die

Gewißheit iſt ein Feind, dem man nur mit Muth begegnen muß, um ihn zu überwinden, die Ungewißheit iſt ein laſtendes Geſpenſt, ein Alpdruck, der unſere Kraft vernichtet, gegen den ein Kampf unmöglich iſt. Ich habe jetzt oft die Empfindung gehabt, als wanderte ich in finſterer Nacht einem geliebten Ziele entgegen, deſſen helle Fenſtern mir von Bergeshöhen leuchtend winkten durch die Dunkelheit. Mit ungeduldiger Achtloſigkeit ſtürmt man, das Ziel im Auge, über Steine und Bäche, durch Dornen und Hecken, bis man plötzlich die Folge dieſer Raſtloſigkeit in tiefer Erſchöpfung empfindet, wenn man endlich, dem erſehnten Lichte nahe, zuſammenzubrechen fürchtet.

Ich klage Dir nicht oft, meine Mathilde! aber Du haſt ein Recht auf meine Leiden, auf meine trüben, wie auf meine heitern Stunden. Ich bin müde, Mathilde! recht innerlich müde ſeit einigen Tagen. Der Mangel der Freiheit, die Sehnſucht nach Dir, ermatten mich. Was hilft

es, daß ich alle Theorien durchſtudire, in denen die Weisheit vergangener und gegenwärtiger Tage, die Freiheit des Individuums, Zufriedenheit und Glück geſucht hat? Ein Gefangener ſeit langer Zeit, bin ich nicht frei und kann nicht zufrieden ſein getrennt von Dir! Denken, grübeln, Pläne machen, genügen nur für kurze Zeit dem geſunden, thätigen Geiſte. Die Zelle beengt mich, das Umhergehen in den engen Bretterwänden des Gefängnißhofes iſt mir unerträglich geworden und ich verlaſſe das Haus bisweilen in zwei, drei Tagen nicht, obſchon ich mir ſage, daß dies meinen Zuſtand nur verſchlimmert.

Tröſtlich iſt mir allein der Gedanke, Dich glücklicher zu wiſſen. Wie gönne ich Dir tauſendfältig jede Lebensfreude! wie lieb iſt es mir, daß Dir die lachenden, faſt italieniſchen Ufer des Genfer Sees gefallen und Konrad's Begleitung Dir willkommen iſt! Indeß wenn mir durch die Gunſt des Zufalls bisweilen ein Blick in's Freie gegönnt

wird, wenn ich ſehe, wie es hier ſo gar herbſtlich iſt, wie die letzten dürren Blätter der ſpärlichen Weiden vom Winde gepeitſcht, regenfeucht durch die Luft ſauſen, und ſelbſt die traurigen Diſteln auf der dürren Heide noch gelber und ſtarrer ausſehen unter den erſten Schneeflocken, die aus den grauen, ſchweren Wolken niederfallen, dann denke ich mit Zorn an mein Geſchick, und mißgünſtig an Konrad, der ſo glücklich iſt an der Stelle, die mir gebührte, neben Dir. Ich mißgönne ihm dann Deine ſonnigen Augen, den warmen befruchtenden Strahl Deines Geiſtes, die ſüßen Plaudereien mit Dir, Dein ernſtes, liebevolles Wort und die ſpringende, tändelnde Kindeslaune Deines Scherzes. Verſchwende nicht zu viel an ihn, es iſt Alles mein, doppelt mein, da ich mich danach ſehne und es ſo lange ſchon entbehre. Ich muß mir wiederholen, er habe mir Dein Leben erhalten, um zu fühlen, daß er das Glück Deiner Nähe verdiene.

Was Du mir über ihn allmälig in Deinen Briefen geſagt haſt, vervollſtändigt mir das Bild eines jungen Mannes, der in Folge unklarer Begriffe, nach ſcheinbarer Ehre und trügeriſchem Glanze ſtrebend, das Gute geringſchätzt, welches ihm geworden iſt. Was er nahe beſitzt, verſchwindet vor ſeinem in die Ferne gerichteten Auge, was er dort ahnend ſieht, ſcheint ihm erſtrebenswerth.

Hüte Dich, Konrad in Deine religiöſe Richtung zu ziehen, laß Dich durch mein eignes Beiſpiel warnen, das Dir ſelbſt nur zu viel Schmerz bereitet hat. Mache ihn nicht von der Wirklichkeit abwendig, hüte Dich überhaupt ihn zu exaltiren. Das iſt Gift für unfertige Naturen wie die ſeine. Ich traue ihm die Kraft und den Willen zu, ſich durchzuarbeiten, aber er wird Zeit brauchen, ehe er auf dem Grindelwalde ſein Geſchick ſegnet, das ihm einen ſchönen, einfachen Lebensgang auf ſicherem Wege vorbereitet hat.

Wie glücklich wollte ich ſein auf eigener Scholle,

im fernſten, tiefſten Thale des freien Vaterlandes! wie bald in Deinen Armen könnte ich jetzt die Mauern verlaſſen, die mich vielleicht noch lange halten.

Lebe wohl! und liebe Deinen Edmund, der Dich ſo ſehr liebt, daß er ſich vor Dir ſeiner Niedergeſchlagenheit nicht ſchämt und der gerne getröſtet ſein möchte durch die ſüßen Liebesworte ſeiner Mathilde.

In dieſem Augenblicke bringt man mir einen Brief von Konrad, der lange auf ſich warten ließ. Ich beantworte ihn umgehend, heute iſt es zu ſpät.

38.

Edmund an Konrad.

Ich hatte eben meiner Braut geſchrieben, als ich Ihren Brief erhielt, lieber Konrad!

Sie berichten mir Nichts, was mich befremdet; ich ahnte dieſe Neigung. Ein junger Mann, der das Glück hatte, einer Mathilde das Leben zu retten, ihr Pfleger, ihr beſtändiger Begleiter zu werden, konnte ſchwerlich dem Einfluſſe widerſtehen, den Mathildens Perſönlichkeit ſchon an und für ſich ausübt.

Ich am wenigſten könnte Ihnen zürnen, weil

Sie sie lieben. Die Eindrücke, die wir empfangen, kommen uns ohne unser Zuthun, aber wir sind verantwortlich für das, was wir daraus machen. Sie können meine Braut nicht begehren wollen, also müssen Sie dieselbe verlassen, um ihre Ruhe nicht zu stören.

Ich glaube Ihren Versicherungen unbedingt, ich glaube auch an Ihre Selbstbeherrschung, aber weil ich einst, als ich in Ihrem Alter war, ähnliche Verhältnisse durchlebt habe, sage ich Ihnen, daß Sie scheiden müssen. Es ist männlich, einem Feinde zu trotzen und Stand zu halten, dessen Ueberwindung uns Ehre bringt in gerechter Sache; kann aber unser Unterliegen fremdes Glück vernichten, so ist es männlicher, dem Kampfe auszuweichen und der Ehre des Sieges großmüthig zu entsagen. Ich that es nicht, und habe es durch langes Leid gebüßt.

Fern sei es von mir, zu fordern, daß Sie nun gleich den Postwagen besteigen und abreisen

ſollen in der Stunde, in der Sie meinen Brief erhalten. Es würde meine Braut beunruhigen, und Sie ſelbſt werden wiſſen, wie ſehr ſie noch der Ruhe nöthig hat. Leiten Sie alſo Ihre Abreiſe allmälig und vorſichtig ein, damit ſie nicht auffallend erſcheint, ich vertraue dabei Ihrer Liebe für Mathilde. Scheiden Sie ruhig von ihr. Sie haben nur die eigene Neigung zu bekämpfen, dieſe beſiegt ein feſter Wille. Hart gegen ſich ſelbſt zu ſein iſt leicht; nothwendige Härte zu üben gegen ein geliebtes Weſen, eine kaum zu überſtehende Aufgabe.

Sie ſehen, Konrad! ich erwidere Ihr Vertrauen. Sie wollen Ehre, Ruhm, die Achtung der Menſchen gewinnen: Mathildens Achtung und die meine ſind jetzt für Sie zu verdienen, und es handelt ſich auch um die Wahrung Ihres eignen Glückes.

Schreiben Sie mir und glauben Sie, daß nicht kleinliche Eigenſucht meinen Rath leitet,

ſondern die Ueberzeugung, daß Ihre Entfernung nöthig iſt, uns Allen Schmerz und Vorwürfe zu erſparen, und Frieden zu bereiten.

39.

Mathilde an Edmund.

Erſt übermorgen kann ich die Antwort auf meinen letzten Brief erhalten, und doch will ich heute den neuen abſenden, um den freundlichen Gott des günſtigen Zufalls zu ſpielen in der Einförmigkeit Deines Lebens, mein theurer Edmund! Der ſchönſte Aufgang der Sonne, den wir mit Sicherheit erwarten können, erfreut oft weniger, als ein lichter Sonnenblick, der unverhofft durch die bleifarbenen Wolken des Herbſtes zu uns

niederlacht. Solch ein Sonnenblick ſei Dir mein Brief.

Oft frage ich mich, was ich Dir noch zu ſchreiben habe, da mein ganzes Weſen offen vor Dir liegt, und das Beſte in mir Dein Werk, Dein Eigenthum iſt; dann aber denke ich unſerer Geſpräche und faſſe Muth, Dir immer wieder zu ſagen, was Du ſchon weißt, den Inhalt meines Lebens: ich liebe Dich. Nur neben Dir fühle ich mich reich im Geiſte, weil der Deine mich erleuchtet, und wenn Du mir ein flammend Sternchen zuwieſeſt aus Deiner Höhe, ſo pflege ich es, hüte es in meiner Seele und ziehe es groß mit aller Liebe meines Herzens, bis es gewachſen iſt und Dir, durch mich wiedergegeben, neu erſcheint, weil es, geiſtig neugeboren und von mir durchliebt iſt. Dann denkſt Du, es ſei mein, und dankſt dafür, als ob ich es Dir ſchenkte, während es doch Dein iſt ganz und gar, und gerade darum wieder mein. Das iſt die wahre Gegenſeitigkeit

und die wahre Gemeinſchaft inneren Beſitzes, die der arme Konrad einſt in ſeiner Ehe ewig entbehren wird.

Je mehr ich ihn kennen lerne, je öfter ich Mariannens Briefe ſehe, um ſo ſicherer überzeuge ich mich, daß es nicht wohlgethan war, ihn auf's Neue an ſie feſtzuknüpfen. Konrad, der ſo viel Schönes in ſich bietet, darf mehr fordern, als Marianne jemals leiſten wird. Mein Gewiſſen klagte mich der Vermeſſenheit an, mit der ich eingegriffen in ſein Recht der freien Selbſtbeſtimmung, und ich ſchelte mich, daß ich nicht den Muth habe, ihm, dem Retter meines Lebens, die Wahrheit zu bekennen, die ich ihm ſchulde, den Irrthum einzugeſtehen, den ich in beſter Abſicht gegen ihn beging. Täglich faſſe ich den Entſchluß, ihm Alles dies zu ſagen, täglich ſchrecke ich davor zurück, denn meine ganze Natur ſcheint mir verwandelt zu ſein. Ich habe Scheu vor jeder Gemüthserſchütterung, vor jeder Aufregung

Eine ernste Beschäftigung erscheint mir schwer, ich vermag selbst die Briefe nicht zu lesen, die ich vor meiner Krankheit von Dir, mein Edmund! empfangen habe. Anfangs beunruhigte mich diese tiefe Abspannung, und ich schämte mich ihrer, wenn ich Dein gedachte, bis ich mir sagte, daß gerade Deine Anschauungsweise das Ruhebedürfniß einer Seele nach körperlichem Leiden erklärlich scheinen läßt.

Zählte ich nicht in angstvoll und hoffender Sehnsucht die Tage des Novembers, die bis zur endlichen Verkündigung Deines Urtheils noch entfliehen müssen, ich würde kaum glauben, daß wir nun schon länger als vier Wochen in diesem lieblichen Vevay verweilen. Ein sanftes Hinträumen, meiner eigentlichen Natur so fremd, ist über mich gekommen; ich verlange nach Stille, nach mildem Sonnenlichte, nach Ruhe, um stark zu sein für die Stunde des Schmerzes oder des Glückes, die uns bevorsteht. Dabei tritt mir

wunderbar der Widerſpruch entgegen, daß die Zeit bis zu jenem Tage mir unabſehbar lang erſcheint, daß ich ihr ſchleichendes Schreiten, das laſtende Gewicht der zögernden Sekunde fühle, die mich von jenem Augenblicke trennt, während ich doch zugleich mit einer Art von Angſt empfinde, wie flügelſchnell die einzelnen Stunden und Tage mir entfliehen.

Abends.

Konrad's Vorſchlag, mit ihm auszugehen, unterbrach mich im Schreiben. Wir ſind bis Montreux gewandert, die Simplonsſtraße entlang, auf den erhöhten Ufern des Sees, der zwiſchen Weingärten und Landhäuſern überall in tiefer Bläue hervorſchimmerte. In Montreux, das ganz geſchützt vor Winden, am Fuße eines Hügels liegt, ſtanden die Roſen noch in voller Pracht und eine Myrthe brachte in ihrer Krone dem Herbſt die letzten Blüthen dar, wo der Sonnenſchein ſie

traf. Konrad ſtieg auf eine Hecke, mir die Blüthen zu pflücken, die ich, als gute Vorbedeutung, zum Kranze gewunden, mir in das Haar drückte. Winzer, die uns auf dem Heimwege begegneten, hielten uns für Brautleute und ſcherzten darüber mit uns. Der gutgemeinte Scherz fuhr mir als zuckendes Weh durch die Bruſt, und ſtörte mich in der ſtillen Freude, die mir die ſanfte Abendruhe in die Seele gehaucht hatte. Iſt mir es doch, als müßte Dein Name aus meinem Herzen empor leuchten bis auf mein Geſicht, als müſſe die ganze Welt es wiſſen, daß ich Dein bin, mein Edmund!

Ein Mißempfinden iſt über mich gekommen, eine ſo ſchmerzliche Sehnſucht nach Dir, daß ich den Brief erſt jetzt wieder vorzunehmen vermochte, da die Stunde des Poſtabganges mich zwingt, ihn ſchnell zu enden. Konrad ſelbſt will ihn zur Poſt beſorgen, der treue Liebesbote! Er wird verzeihen, daß ich ſeine ſchöne Myrthe zerſtöre,

und alle ihre Blüthen in dieſen Brief lege, um dem Geliebten, dem Verlobten, ein wenig Frühling in ſeinem Winter hervorzuzaubern.

Gebe Gott uns das Glück des Wiederſehens ſo bald, als ich es von ihm erflehe.

40.

Mathilde an Edmund.

Wäre Dein Brief nicht ſo mild und klar wie Du ſelbſt, mein Edmund! rührte mich nicht die Duldung, welche Du gegen meine religiöſe Richtung übſt, und wäre ich nicht gar zu traurig über Deine Klagen, ſo würde ich heute zum erſtenmale Dir neckend eine leiſe Anwandlung der eiferſüchtigen Schwäche vorwerfen, die Du an mir zu tadeln ſo großes Recht gehabt haſt.

Aber wo ſollte ich den Muth zum Scherze finden, wenn Du leideſt! ſo ſehr leideſt, daß es

Dich, den Ruhigduldenden zur Klage zwingt. Könnte ich bei Dir ſein, mit meiner Hand die Falten des Kummers glätten auf Deiner Stirne und ſo lange liebevoll in Deine Augen ſchauen, bis helle Hoffnungsſtrahlen daraus hervorblicken, wie Meeresleuchten aus der unergründlich dunkeln Tiefe!

Laß es uns einander geloben, daß, einmal wiedervereint, wir uns nimmer trennen; denn trennen, Edmund! kann man ſich nicht mehr, wenn man ganz die Schmerzen kennt, die es erzeugt. Wie ſchilderſt Du wahr die Sehnſucht, die ſich nach dem Ziele drängt, wie theile ich ſie mit Dir, in Furcht und Hoffnung bebend! Je näher mir der glückesvolle Gedanke Deiner möglichen Befreiung tritt, um ſo weniger wage ich, ihn in das Auge zu faſſen. So mag es dem Verſchmachtenden ſein, der lange wandert in brennender Wüſte, wenn die täuſchenden Wüſtenbilder ihm rieſelnde Quellen zeigen unter ſchattigen Pal-

men, denen er zu nahen zögert, weil er fürchtet, ſie in der troſtloſen Leere verſinken zu ſehen.

Wäre ich frei, hielt mich nicht die Pflicht neben der leidenden Mutter feſt, ich ertrüge die Spannung dieſer nächſten Wochen nicht ſo fern von Dir. Ich möchte die Richter beobachten, wenn ſie in das Gefängniß ſchreiten, Euer Urtheil zu verkünden, ich möchte in ihren Mienen unſer Schickſal leſen, die Menſchen befragen, die aus dem Saale kommen — und Dich ſehen, Dich ſehen, mein Edmund, wenn die glückliche Stunde ſchlägt, wenn Dein Fuß die Schwelle des Kerkers überſchreitet, deſſen Mauern ſo grauſam lang uns trennten.

In Konrad's Seele weine ich die Klagen aus, welche die Angſt der Entfernung mir erpreßt. Er iſt immer derſelbe in freundlicher Geduld. Daß er einſt glücklich wäre! daß ich ihm die Güte und Treue vergelten könnte, die er mir ſo brüderlich beweiſt. Ich liebe Konrad ſehr, und auch Du

wirſt ihn lieben, wenn Du ihn kennen wirſt, wie ich.

Abends.

Edmund! was haſt Du dem Konrad geſchrieben! Er läugnet, daß der Brief von Dir ſei, aber Konrad iſt verſtört und bleich, und die Aufſchrift des Briefes, den er erhielt in meinem Beiſein, war ſicher von Deiner Hand.

Um Gotteswillen ſaget mir, was iſt geſchehen? Ich fühle es an der Todesangſt meines Herzens, daß uns ein Unglück droht. Du wirſt Konrad geſchrieben haben, daß er mich vorbereite — ich ſehe es, er verbirgt mir etwas, er bekämpft einen tiefen Schmerz. Lieber Edmund! warum ſagſt Du mir's nicht ſelbſt? Iſt denn das Schwerſte nicht ſchon leichter, wenn Deine Liebe es mir verkündet?

Später.

Konrad kann nicht läugnen, daß der Brief von Dir gekommen iſt, und verſchweigt mir dennoch, trotz meines Flehens, ſeinen Inhalt. Du biſt geſund, betheuert er, das Urtheil iſt noch nicht verkündet. Aber was iſt denn geſchehen? Warum zeigt mir Konrad nicht den Brief? Warum füllen ſich ſeine Augen mit Thränen, wenn er auf mich blickt? Welch furchtbares Unheil ſteht mir denn bevor?

Antworte mir, Geliebter! und nimm die Pein der Ungewißheit von mir. Antworte mir und verhehle mir Nichts, bin ich doch Dein, und Dein Geſchick das meine.

41.

Konrad an Rudolf.

Ich darf nicht ſterben, denn mein Tod würde ſie betrüben — und ich muß fort von ihr. Edmund verlangt es ſo.

Aber kann denn ein Menſch das Leben, das Glück des Andern fordern? darf er verlangen, daß ich dem Glück entſage, ſtatt es zu erkämpfen? — Ich könnte bleiben, ich könnte verſuchen um ihre Liebe zu ringen; ſie ſieht mich leiden, ſie würde Mitleid haben mit meinem Schmerz.

Mitleid? will ich das von ihr? Iſt bloßes Mitleid der Lohn für die heiße Flammenblüthe meines Herzens? — Tagelang, Wochen hindurch habe ich gelebt an ihrer Seite in ſchmerzlich ſüßem Leide; ihre Sehnſuchtsklagen um Edmund habe ich angehört, und ſie hat gewähnt, die brennenden Thränen, welche die Eiferſucht meinen Augen entpreßte, ſeien die milden Perlen brüderlicher Liebe. Ich habe Höllenpein erduldet, und möchte dennoch bleiben, bleiben in ihrer Nähe, und ſo wahr als Gott lebt, ewig ſchweigen wie bisher, wenn Edmund es mir gönnte.

Nachts empor zu ſchauen nach dem Lichte ihres Schlafgemaches iſt mir Wonne; zu wandeln an ihrer Seite, ihr Auge zu ſehen, ihre Stimme nur aus der Ferne zu hören, iſt mir Seligkeit. Ich wage nicht, ihre Hand zu berühren, ich verlange, ich begehre nichts — warum verbannt er mich? warum verſagt er mir, mein

Leben hinzuträumen im Sonnenlichte ihres Blickes? Was kann er von mir für Mathilde fürchten, die nur in ſeinem Gedenken lebt?

Er mahnt mich an Ruhm und Ehre. Für wen wünſchte ich ſie zu erſtreben, als für ſie? Sie ſind mir werthlos fern von ihr, die mir die Welt iſt.

Aber wie kann ich ſchreiben, wie mich ſelbſt der wenigen Augenblicke berauben, die mir noch zu leben bleiben? Thor, der ich bin!

Ich will zu ihr, ſie ſehen, ſie anſchauen, ſo lange mein Blick ſie noch erreichen kann — und dann fort! gleichviel wohin, da ich nur zu gewiß bin, ſie nicht zu finden an dem Ziele. Nur der Menſch kann ſo grauſam ſein, den Menſchen aus dem Paradieſe zu ſtoßen, und ihn hinausgehen zu heißen in die öde, todte Welt, ohne Ziel, ohne Wunſch, ohne Hoffnung. Gott hat dies nie gethan — die Bibel lügt, wenn ſie

dies ſagt von dem Allmächtigen, der ja die Liebe iſt.

Leb wohl — ich will zu ihr! — Was ſoll's denn werden, kann ich das nicht mehr ſagen? —

42.

Edmund an Mathilde.

Es iſt Nacht, man hat uns die Gunſt einer Kerze gewährt, weil man wohl wußte, daß dieſe Stunden uns ſchlaflos vergehen würden. Morgen wird unſer Urtheil uns verkündigt.

Unſere Vertheidiger ſind bei uns geweſen am Abende; die Sentenzen ſind härter ausgefallen, als man erwartete, es ſind acht Todesurtheile gefällt, viele unſerer Freunde zu lebenslänglichem Gefängniſſe verdammt — aber auch die Zahl der gänzlichen Freiſprechungen iſt nicht gering.

Alle Herzen der Gefangenen ſchlagen bange an die Bruſt in dieſer Nacht; wie viele Thränen mögen fließen, welch flehende Gebete mögen aus den Seelen ſich gläubig emporringen, Hülfe zu erlangen von jenem erträumten Weſen, das unſer Schickſal lenken ſoll.

Nicht die Todesurtheile ſind es, die mich erſchüttern in dieſem Augenblicke, denn man wird, man kann ſie nicht vollſtrecken; es iſt der Gedanke an den unvermeidlichen Zuſammenhang der Menſchenlooſe, an die fortzeugende Kraft der menſchlichen Thaten, der mir das Herz bewegt. Aus ferner Vorzeit ſtammt das Unheil, das die Theilung Polens der fremden Habſucht möglich machte. Die Schuld unſerer Väter wollten wir tilgen, und büßen, als Erben ihres Unrechts, ihr Verbrechen. Das Volk, das unſere Vorfahren in ariſtokratiſcher Verblendung knechteten, ließ ihre Söhne beiſtandslos in dem Kampfe, der für des Volkes Erhebung gläubig und liebevoll be-

gonnen ward. Die nothwendige Folgerichtigkeit verlangt ihr Recht so unerbittlich, als die Phantasie des Christen sich den Engel des Gerichtes vorstellt.

Du schläfst vielleicht von stillem Traume gewiegt, meine Mathilde! während die tiefste Bewegung meines Herzens Dir gilt, der Sorge um Dich. Wenn ich verurtheilt würde, wie furchtbar würde mein Loos sich an Schwere verdoppeln, da es Dich träfe mit mir, da es Deine Jugend der Freude, Dein Leben des Glücks berauben würde. Aber während ich dieser Möglichkeit mit tiefem Schmerze gedenke, ist in mir das Glücksbewußtsein unserer Liebe so unwandelbar lebendig, daß auch in dieser Stunde ich nicht zu wünschen vermag: »hätte Mathilde mich nie gefunden!« — Ich möchte den goldnen Sonnenschein des Glückes ausbreiten über Dein theures Haupt, die unverwelklichen Rosen der Freude streuen auf den Pfad, den Dein Fuß betritt — urtheile, wie sehr

ich Dich lieben, wie unauflöslich verbunden ich unſer Daſein fühlen muß, wenn auch jetzt, wo durch mich Dir jahrelanger Kummer droht, ich noch den Tag ſegne, der uns verbunden hat, die Stunde, in der Du Deine Zukunft mir geſchenkt. Tiefer, bewußter wird kein Weib geliebt als Du, mehr zu eigen kann ſich ein Menſch dem andern nicht empfinden, als ich Dir eigen bin, und ſo wird die Liebe mir auch die Kraft verleihen, Dich zu ſtützen und zu tragen, ſollte noch längere Trennung uns auferlegt werden.

Es iſt kalt in der Zelle, Alles todtenſtill. Nur die Anrufe der Schildwachen tönen durch das Gebraus des heulenden Sturmes bisweilen zu mir herauf, und der Regen ſchlägt praſſelnd an die Fenſterſcheibe. Werde ich morgen Nacht noch hier verweilen in erſchwerter Sorge um Dich? — werde ich frei ſein, mit der ſeligen Gewißheit Dich bald zu ſehen, bald zu halten? — Mein Kopf brennt, meine Pulſe ſchlagen; es iſt ein

überwältigendes Gefühl auf solchem Wendepunkte zu stehen. Ich wollte, diese Nacht wäre vorüber. Ich will versuchen, ob ich schlafen kann, die Stunden schleichen zu langsam. Gute Nacht, Mathilde! Wann wird mein Mund diese Worte Deinem Ohr vernehmlich sprechen? Gute Nacht Mathilde! meine, meine Mathilde! —

Morgens.

Ich bin frei! frei Mathilde! — nur durch Tage, durch Stunden nur von Dir getrennt. O! es verlangt mich unaussprechlich das Glück dieses Augenblicks, das Leid einer langen Vergangenheit auszuweinen in Thränen der Freude an Deinem Busen! Endlich mein, das geliebte Weib! endlich mein Eigen!

In wenig Minuten verlasse ich diese Zelle, aber mein Herz krampft sich zusammen mitten in meinem Glücke, denn viele meiner Freunde verlassen das Gefängniß nicht; viele Augen be-

weinen in dieſer Stunde das Loos der Ihren, und ſehen eine lange, düſtere Zukunft vor ſich, die ihren Schatten wirft auch über meine Freude.

Man trägt meine Sachen fort, ich ſiegle den Brief. Noch einen letzten Blick auf dieſe Wände! Wie habe ich hier Dein liebend gedacht, wie ſehr um Dich gelitten hier!

Ermiß an den Sehnſuchtsſchlägen Deines Herzens, mit welcher Eile mein Verlangen nach Dir, mich zu Dir führen wird, und lebe wohl bis ich Dich glückestrunken in meine Arme ſchließe. Lebe wohl!

43.

Mathilde an Edmund.

Edmund! ich wage nicht, Dich mein zu nennen, ich bin Deiner Liebe nicht mehr werth.

Du verdienſt ein Weib, das rein und hoch Dein eigen iſt — ich vermaaß mich, Deiner würdig zu ſein, und ich habe Dir die Treue gebrochen.

Ahnſt Du den unausſprechlichen Jammer meines Herzens? Warum ſtarb ich nicht, warum mußte Konrad mir das Leben erhalten, um mir meines Lebens Glück, Deine Liebe, zu rau-

ben? Ich habe ihn geliebt, ohne es zu wiſſen; ich weiß es jetzt, und habe es ihm geſtanden. An ſeinem Herzen habe ich geruht, ſeine Küſſe haben den Mund entweiht, auf deſſen Lippen nur Dein Namen ſchweben wird, noch in der Stunde meines Todes.

Ich liebte Dich ſo unausſprechlich tief! wie konnte ich denn Konrad ſagen, daß ich Liebe fühle für ihn? — und es iſt wahr, nur zu wahr, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch. Sein Kommen, ſein Gehen machten meine Pulſe ſchneller ſchlagen, ich ertrug es nicht mehr, ihn zu entbehren, ich dachte an ihn, und oft drängte ſich ſein Bild vor dem Deinen in den Spiegel meiner Seele.

Mir iſt, als umhülle mich ein wüſter Traum! als breite Wahnſinn ſeine mächtigen Flügel über mir und mache mich irre reden. Wie kann ich Dir dies ſchreiben müſſen? Dir, dem Geliebten! dem Verlobten! — Vergieb mir, Dich auch jetzt

noch ſo zu nennen, mein Herz verlernt es nicht — nie, niemals Edmund!

Ich war in Angſt um Dich, Dein Brief an Konrad marterte meine Phantaſie, die ſich düſtere Ahnungen aus ihm erſchuf. Zwei Tage vergingen in tödtlicher Spannung, am Abend des zweiten kam Konrad in mein Zimmer, und ich erneute mein Flehen um Wahrheit. Ich ſah ſein Portefeuille aus ſeiner Bruſttaſche hervorblicken, ich griff danach, um Deinen Brief zu ſuchen. Konrad nahm es mir fort, zog den Brief heraus und verbrannte ihn, ehe ich es hindern konnte, in der Flamme des Kamins. Er wollte ſcherzen über meine Neugier, es ſteigerte nur meine Angſt. Da ich weinte, verließ mich Konrad. Kaum aber hatte er ſich entfernt, als ich auf dem Boden ein weißes Blättchen Papier, ſorgfältig zuſammengeſchlagen, gewahr wurde. Ich öffnete es, es enthielt eine Locke und das Datum des Tages, an dem Konrad die

Flechten von meinem Haupte schnitt, mich dem Leben zu erhalten.

An der Erschütterung, an dem Freudebeben meines Herzens erkannte ich mit Entsetzen, wie theuer er mir sei. Ich wollte ihn bitten, uns zu verlassen, ich fühlte, daß ich es Dir, mir selbst und ihm schuldig sei; aber ich weinte vor Schmerz bei dem Gedanken und suchte nach Gründen, ihn in meiner Nähe fest zu halten. Kannst Du das begreifen, Edmund, von dem Weibe, das Dich liebt?

Ich betete zu Gott um Kraft, denn sie fehlte mir ganz und gar. Da kam Konrad; die Locke lag noch vor mir auf dem Tische. Er sah sie, eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht, er warf sich vor mir nieder und sagte: »ich gehe noch diesen Abend, Mathilde!«

Ich wollte ihm sagen, daß es Recht sei — die Stimme versagte mir den Dienst, ich konnte es nicht sagen, Edmund! — Ich gab ihm meine

Hände, er küßte sie. Ich sollte ihm befehlen zu gehen, verlangte er, und ich habe geschwiegen; da hat er mich in seine Arme gezogen, und ich habe ihm gesagt, daß ich ihn liebe. — Nicht weiter! nicht weiter laß mich sprechen! — Ich kann es noch nicht fassen, und mir ist, als müßte ich an Deine Brust mich flüchten, damit Du mich bewahrst vor dieser Liebe, die ich für Konrad fühle und die mich in Verzweiflung stürzt.

Schütze mich vor Selbstverachtung, Edmund, wenn mein Leben Dir noch Werth hat, wenn Du das Weib nicht von Dir stößt, das einem Andern von Liebe sprechen konnte, während das Loos geworfen ward über Deine Zukunft.

Wenn ich mir sonst die Stunde des Wiedersehens dachte, welch strahlend Licht, welch wolkenloser Himmel war darüber ausgebreitet. Ich konnte Dir entgegentreten in ungetrübter Wonne, Dein sein mit reiner, freier Seele. Zuversichtlich konnte Dein Haupt an meinem Busen ruhen,

denn kein Athemzug darin hatte für einen Andern gelebt, als für Dich. Ich habe mich betrogen um dies Glück, ich ſelbſt habe es mir zerſtört und Dein Vertrauen zu mir.

Als ich dies Blatt begann, wähnte ich, ich müſſe ſcheiden von Dir, ich wollte Abſchied nehmen. Das kann ich nicht. Du darfſt, Du wirſt mich nicht verlaſſen, denn ich bin Dein, mehr als jemals Dein. Ich habe mich ſelbſt verloren und nur in Deiner Liebe finde ich mich wieder. Mein thörichter Hochmuth iſt dahin, ich glaube nicht mehr an die Unwandelbarkeit meiner Seele, nicht mehr an meine Kraft — nur an die Liebe glaube ich, die ich für Dich fühle und an Deine nachſichtsvolle Treue.

Vergieb mir, Edmund! damit ich nicht verzage. Befiehl mir, was ich thun ſoll. Ich weine, wenn ich an die Trennung von Konrad denke, und weiß doch, daß ich ihn nie wiederſehen kann.

Auf Dich, Du treuer Freund! auf Dich blicke

ich, wie der schiffbrüchige Seemann zum Leuchtthurme empor schaut durch das wilde Toben einer stürmischen Nacht. Laß die Strahlen Deines milden Lichtes in meine Seele fallen, laß mich landen in dem Hafen Deiner Liebe, nimm mich auf in die schützende Heimath Deines Herzens.

So fest, so sicher ruhe ich in dem Vertrauen zu Dir, daß mir schon Linderung des inneren Kampfes erwächst, indem ich meine Schuld vor Dir bekenne. Edmund! ich leide um den armen Konrad, ich flehe reuevoll zu Dir, und ich bin Dein.

Habe Mitleid mit mir; wo soll ich Trost, Genesung, Ruhe suchen als an dem starken Herzen meines Edmunds? Laß mich Dein sein in tief demüthiger Liebe, und hilf dem Konrad auch um meinetwillen.

44.

Konrad an Rudolf.

Freiburg in der Schweiz.

Die Ueberſchrift meines Briefes wird Dir ſagen, daß ich Vevay verlaſſen habe. Ich bin allein fortgegangen. Weshalb? das frage mich nicht, ich könnte Dir keine Antwort darauf geben.

Noch weiß ich nicht, wohin ich mich wenden werde. Vielleicht kehre ich nach Vevay zurück, wenn die Andern es verlaſſen. Die Geiſter der Geſtorbenen weilen ja gern über den Grabſtätten ihres Glückes, und Glück habe ich kennen lernen. Gott hat mir das Glück gezeigt! er hat mich

darauf hinblicken laſſen, wie auf ein gelobtes Land, ich habe mein Theil dahin, ich bin ausgeſöhnt mit meinem Looſe für alle Zukunft.

Der erſte Schnee bedeckt die niedern Berge und ſenkt ſich in die Thäler herab, die Natur ruht ſchlummernd darunter, wie ein müdes Kind, das ſchöner nur erwacht. Ich wollte, daß auch mir ein tiefer, ſtiller Schlummer käme, welch goldene Träume würden ihn durchweben!

Nach Paris werde ich nicht gehen, aber auch nach Bern kehre ich nicht zurück. Ich weiß, daß ich mich eilen muß, [redacted] Studien zu beenden und mein Brot zu gewinnen; ich will's auch thun. Vielleicht, daß ich Heidelberg zum Aufenthalte wähle, weil es von hier am leichteſten erreichbar iſt.

Mein Ehrgeiz iſt geſtillt, der höchſte Adelsbrief iſt mir geworden, Niemand kann ihn mir entreißen; Niemand mir das Andenken jener himmliſchen Wonne rauben, Niemand meinen ewigen Schmerz.

Laß mich ſchweigen, obſchon Du Alles erräthſt. Sprich nie mit mir davon. Einmal, ein einzigmal, mein Rudolf! will ich Dir's erzählen, dann wird der ſchwerſte Augenblick gekommen ſein, dann will ich mich an Deine Bruſt werfen und in Deinen Armen meine Schmerzensthränen weinen.

Wenn er ſie heimführen wird, wenn ſie ganz die Seine wird — dann, Rudolf! erinnere mich, daß auch an meinem Herzen das göttliche Weib ihr ſchönes Haupt einſt ruhen ließ, daß meine Arme ſie umſchlangen, meine Lippen durſtig ihren flammenden Athem tranken, daß ſie es duldete und mich des Glückes nicht unwerth fand, welches ſie mir gewährte. Sie hat mir geſagt, daß ſie mich liebt — dies Wort macht mich den Beſten gleich — mein Leben iſt reich geſegnet durch dies eine Wort.

Ich bin von ihr gegangen, den Adelsbrief mir zu verdienen, den ihre Lippen auf meine

Stirne gedrückt haben; und doch iſt mir es noch, als könnte ich nicht leben fern von ihr. Es muß wohl möglich werden, denn ſie will es ſo. Lebe wohl!

45.

Konrad an Marianne.

Liebe Marianne! ich ſchreibe Dir aus Freiburg, wo ich einige Tage verweile, ehe ich nach Heidelberg gehe. Ich habe meinen Plan geändert, und werde dort, ſtatt in Paris, meine Studien beenden, dann aber, ehe ich mich niederlaſſe meine Praxis zu beginnen, erſt noch eine Reiſe machen, wenn es möglich iſt.

Das wird ein Paar Jahre dauern, und eher komme ich nicht zurück. Edmund, Mathildens Bräutigam, hat mir geſagt, das Höchſte, was

der Mensch erreichen könne, sei ein nützlicher Wirkungskreis in natürlich einfachen Verhältnissen; dieses Höchste würde ich finden in dem Berufe, der sich mir als Arzt in unsern Bergen bietet, in den Verhältnissen, die Deine Liebe und Deiner Mutter Güte mir bereiten.

Möglich, daß es so ist, daß ich selbst dies einsehen lerne, noch empfinde ich nicht so. Es treibt mich in die Ferne, um im Kampfe mit dem Leben mir jene Ruhe zu gewinnen, die man mir als das Ziel der Erkenntniß rühmt. Ich schrecke zurück vor dem Gedanken, festgebannt zu sein an Haus und Hof, meine Sehnsucht in die Ferne würde Dich und mich unglücklich machen.

Laß mich denn meine Straße gehen, und denke, wenn Du leidest, daß ich auch nicht glücklich bin. Ich habe lange mit mir gekämpft, ehe ich diesen letzten Schritt zu thun vermochte — nun muß es doch geschehen.

Ich weiß, Marianne, die Mutter wird mir's

nicht verzeihen; vergieb Du mir, um der Kindheit und der Jugend willen, die wir so glücklich zusammen verlebten. Gieb mir mein Wort zurück, gönne mir freie Entwicklung meines Wesens, und betrachte auch Du Dich als frei von jedem Bande, das Dich an mich kettete. Kannst Du einen Andern lieben, so werde sein; denn ich werde mich nie verheirathen.

Vergieb mir — das ist Alles, was ich noch zu bitten habe. Gott helfe Dir und mir!

Den Meinen habe ich geschrieben.

46.

Marianne an Konrad.

Ich wußte es ja längſt! ich wußte es, ſeit ich Dich an ihrem Krankenbette geſehen habe.

Hier, Konrad, ſende ich Dir den Ring, den ſie mir ſchenkte, ihn Dir an unſerm Hochzeitstage zu geben. Behalte Du ihn, er wird Dir doch ein Troſt ſein. — Wandre nur in die Welt und ſuche Dir Ruhe, ich bleibe Dein; und wenn Du nach Hauſe kehrſt wie mancher Andere, matt und niedergeſchlagen vom Kämpfen, dann wird es Dich vielleicht erfreuen, zu denken, daß Dein

Platz bereitet iſt im ſtillen Hauſe auf unſerm Berge. Dann ſage Dir, daß hier oben ein Herz für Dich ſchlägt. Es ſoll nicht müde werden, auf Dich zu warten. Kannſt Du ein Mädchen finden, das ihr gleicht, ſo werde glücklich; und ich will mich beſcheiden und ſtille weinen, damit es Niemand ſieht, der Dich beſchuldigen könnte. Findeſt Du keine Zweite wie ſie, ſo denke, daß Dich Niemand treuer liebt als ich und kehre zu mir wieder.

Grüße ſie von mir und ich küſſe ihr die Hände, denn ſie kann Nichts dafür, ich weiß es wohl. Sie hat es ja gewollt, daß ich Dein werden ſollte, trage denn ihren Ring auch zum Andenken an mich, und dann geſchehe was Gott will. Ich werde beten, daß er Dich behüte und daß er Dein Herz mir wieder zuwende, die Dich nie vergeſſen wird und Dein bleibt bis zu ihrer letzten Stunde. —

47.

Edmund an Mathilde.

Berlin, Hotel . . .

Am Vorabende meiner Reiſe zu Dir kommt eben Dein Brief in meine Hände, theures, geliebtes Weib! und ich antworte Dir augenblicklich, damit die Verſicherung meiner Liebe, meines unwandelbaren Vertrauens noch eher Dich erreiche, als mein Blick und mein Wort ſie Dir verkünden. Daß Du an mein Herz flüchteſt, mit der vollen Zuverſicht bei mir liebende Nachſicht, liebenden Schutz gegen Dich ſelbſt zu finden, das

beweiſt unwiderleglich, wie ich Deine Liebe nicht verlieren kann, wie ſicher Du der meinen biſt.

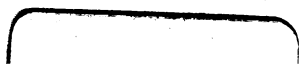
Ich müßte kein Menſch ſein und unwahr gegen Dich, wollte ich Dir verbergen, daß ich ſeit Monaten mit ſorglicher Unruhe Dein Verhältniß zu Konrad betrachtete, Deine Theilnahme für ihn zur Liebe erwachſen ſah. Er bekannte mir ſein Gefühl, ich bat ihn, ſich zu entfernen — es war zu ſpät. Zürne mir nicht, Geliebte, daß ich Dich nicht warnte; ich wollte Dir den frohen Glauben an die Unwandelbarkeit Deiner Treue nicht zerſtören, weil er Dich beglückte. Ich hoffte die Gefahr an Deinem lieben Haupte vorüberziehen zu ſehen. Es geſchah anders, und ſicher iſt es ſo am beſten; obſchon mein Inneres erbebt, denke ich Deines Briefes. Die Erinnerung daran wird uns entſchwinden, wenn wir Aug' in Auge, Herz an Herz gelehnt, die Einheit unſers Seins empfinden. Es iſt vorüber — Du biſt wieder mein, mehr noch mein als in jenen Tagen,

da Du die ſtarre Unwandelbarkeit der Liebe begehrteſt, und den Stab zu brechen verlangteſt über einen Menſchen, der, von dem mächtigen Eindruck des Augenblicks hingeriſſen, nicht die Kraft beſitzt, dem innern Zuge zu widerſtehen.

In wenig Stunden folge ich dieſem Briefe nach, ich werde nicht raſten auf dem Wege.

Du kannſt nicht fühlen, wie groß und herrlich mir die Welt erſcheint, ſeit mich nicht mehr die engen Mauern halten, wie ſchön das Feld der Thaten und der Arbeit vor mir liegt, ſeit nicht mehr der Wille des Gefängnißwärters meine Stunden eintheilt, ſeit ich das Recht der Selbſtbeſtimmung wieder erlangt habe. Meine Seele iſt voll Frühling, trotz des winterlichen Nebels um mich her, trotz der Schneeflocken, die ſich feucht um die Scheiben meines Fenſters legen, und mir den, ach! oft ſo heiß erſehnten Anblick des Himmelsdomes faſt verhüllen. Und ſo groß und weit die

Welt mir ſcheint, ſo nahe fühle ich mich Dir in dem Gedanken meiner Freiheit.

In wenig Tagen bin ich an Deiner Seite; ich ſchließe Dich in meine Arme, ich ſchütze Dich gegen Dich ſelbſt, gegen die ganze Welt, Du Einzige, Du Meine! Ich habe Dich nie mehr, nie willenskräftiger geliebt als jetzt, ich habe Dich nie tiefer verehrt als in der Demuth Deines Schuldbewußtſeins, die mich niederwirft Deine Hände zu küſſen, Du ſchönes, reines Weib!

Und nun lebe wohl, bis ich Dich an mein Herz drücke. Meine Liebe umleuchte Dich warm und erquickend, ſie ſei der ſchimmernde Baldachin über Deinem Haupte, Deine Stütze, Deine Heimath, wie Dein Beſitz meines Sehnens heiliges Ziel. Auf Wiederſehen, Geliebte!